VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0122

Das Volk muss vor sich selbst erschrecken.

juni 2019

editorial

Karl Marx konnte in seiner Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie noch schreiben: »Man muß das Volk vor sich selbst *erschrecken* lehren, um ihm *Courage* zu machen.« Dass dieser Vertrauensvorschuss nicht eingelöst werden, sondern »das Volk« sich für die Errichtung von Vernichtungslagern entscheiden würde, ahnte Marx noch nicht.

Dass sich deren absolute Grausamkeit von der Fähigkeit zu »höheren Kulturleistungen« nicht so fein säuberlich abtrennen lässt, wie manche Kunstbegeisterte es gerne hätten, zeigt *Paul Schuberth* in seinem Beitrag zur Musik in Konzentrationslagern: Diese war zugleich Folter- und Kontrollinstrument, Quelle der Vergnügung, sowie Mittel von Täuschung und Propaganda.

Auch der »Zeithorizont« wird gerne exkulpativ bemüht, um Gräuel zu relativieren – *Paulette Gensler* hat sich in ihrem Text genauer angesehen, inwieweit dies beim Vorgehen des Propheten Mohammed historisch gerechtfertigt ist und *Felix Riedel* beschäftigt sich mit der Theologie des islamischen Antisemitismus.

Ein anderes Mittel der Schuldabwehr besteht in der Pathologisierung von Täter/innen – *Bernhard Torsch* arbeitet für uns die Unterschiede zwischen individueller Erkrankung und gesellschaftlicher Wahnproduktion heraus.

In Österreich lässt sich die Obsession mit dem nunmehrigen Ex-Kanzler Kurz nicht anders als wahnhaft nennen – die Banalität des Systems hinter dem Personenkult ist Gegenstand der neuen Groll-Geschichte von *Erwin Riess*.

Einer, der bereits früh die reale Brutalität in der Sprache von Faschismus und Nationalsozialismus antizipiert hat, war der 1939 ermordete und heute kaum noch gewürdigte Jura Soyfer – *Herbert Arlt* versucht, dem entgegenzuwirken.

Diejenigen, die beschlossen, nicht als Soldaten zum Vernichtungskrieg beizutragen, sondern desertierten, wurden in Österreich jahrzehntelang übel diffamiert. Wie es kommt, dass in Goldegg ein Denkmal für Wehrmachtsdeserteure steht, zeichnet *Michael Mooslechner* – in einer Art inhaltlichen Fortsetzung aus der Versorgerin #121 (S. 16) – nach.

Auch *Svenna Triebler* greift in ihrem Text über die »Incel« (involuntary celibates) das Phänomen toxischer Maskulinität erneut auf und *Richard Schuberth* führt seine Analyse der Konstruktion von Männlichkeit fort. Dabei baut er auf Erkenntnissen der Psychoanalyse auf, deren Grenzen (aber auch Unverzichtbarkeit) als Erkenntnisinstrument Renate Göllner eine Essaysammlung gewidmet hat, die *Florian Müller* rezensiert.

Marcel Matthies hat sich einige aktuelle Veröffentlichung zur Verschränkung von Moral und Moralismus angesehen und *Magnus Klaue* kritisiert, dass im akademischen Betrieb Pseudo-Öffentlichkeiten entstehen, deren vornehmliche Tätigkeit in der Projektemacherei besteht. Während dies meist komplett verzichtbare Publikationen zum Resultat hat, ist es im Falle der nicht-realisierten Pläne des Regisseurs Sergej Eisensteins schade, dass diese nicht umgesetzt wurden. *Melanie Letschnig* gibt einen kleinen Überblick.

Auf den letzten Seiten thematisiert das Kunstdepartment der STWST ihren Jahresclaim »Stay Unfinished«, und in gewisser Weise auch die Vorzüge des Unfertigen »gegen die Fertigen«. *Franz Xaver* und *Tanja Brandmayr* geben auf zwei Seiten über einige Projektvorhaben der nächsten Monate Auskunft.

Auf einer dritten Seite im STWST-Kontext wurden *Kristina Binner* und *Fabienne Décieux* angefragt, zu kapitalistischen Landnahmen im Stadtraum zu schreiben. Dieser Text steht im Zusammenhang mit einer längerfristigen Auseinandersetzung mit den Öffentlichkeitszonen des Hauses – ein Projekt mit offenem Ende.

Und ebenfalls von der STWST initiiert: Am 1. Mai wurde vor dem Haus STWST derjenige Karl Marx des Linzer Künstlers *Hannes Langeder* gezeigt, der nun das Cover dieser Versorgerin ziert.

Noch unfertig ist zum Zeitpunkt der Drucklegung das Projekt Übergangsregierung in Österreich – anstelle in das unsägliche »So sind wir nicht!«-Mantra einzustimmen, fordert die Redaktion mit Else Feldmann:

»Das Volk muss vor sich selbst erschrecken!«

Else Feldmann, geboren 1884 in Wien, wurde 1942 in Sobibór ermordet.

Die Redaktion

Antennen und andere unerwartete Verbindungen

für servus.at: *Aileen Derieg* und *Christina Gruber*

Die von *Constant*[1] organisierte Worksession *Networks with an Attitude* mit nomadischem Charakter fand im April 2019 in Antwerpen statt. Während dieser intensiven Arbeitswoche formten Künstler_innen, Aktivist_innen, Hacker_innen, Cyberfeminist_innen und Antennen ein Netzwerk, das dessen Vorstellungen bewusst dehnte und hinterfragte, was ein Netzwerk sein kann.
Ausgehend von zwei unterschiedlichen, aber miteinander verbundenen Attitüden: *The internet is dead* und *Long live the internets* experimentierten wir mit Netz-Affinitäten. Aileen Derieg und Christina Gruber aus der servus.at community nahmen an diesem Event teil und geben zwei Einblicke in das Geschehen.

Aileen:
Bereits am Vorabend vor der ersten Zusammenkunft zeichnete sich eine gewisse »Attitüde« oder Haltung[2] ab: Eine unbestimmte Anzahl an gegenseitig unbekannten Menschen versuchen, sich in einer fremden Stadt zu treffen. Die per E-Mail vermittelten Koordinaten für den Treffpunkt sind weder für Google Maps noch für einheimische Passant_innen verständlich. Alle Suchenden haben unterschiedliche Kontakte durch verschiedene Kanäle und erhalten dadurch unterschiedliche Anweisungen. Manche Kanäle laufen ins Leere, andere ins Absurde. Und doch finden sich kleine Gruppen zusammen und beschließen gemeinsam, den Treffpunkt in einer nahen Bar zu verlegen. Es folgen spannende, anregende Gespräche bis spät in die Nacht. Und irgendwo auf einem Dach wird eine funktionsfähige Antenne aufgebaut.


Bild: Peter Westenberg

Gleich am ersten Tag ging es im selben Stil weiter. Nach einer konventionellen Präsentation von Forschungsergebnissen durch Wissenschaftler in einer kommerziellen Forschungseinrichtung folgten nicht unmittelbar die kritischen Fragen, die von Netzaktivist_innen vielleicht erwartet werden können. Später wurden dafür andere, interessantere und weiterführende Fragen aufgeworfen und mit den je eigenen Erkenntnissen und Wissensbeständen der Teilnehmenden verknüpft, die schließlich zu einer alternativen Sichtweise führten: Siehe der Bericht von Christina unten.

Im Laufe der sechstägigen Worksession bildeten sich verschiedene Arbeitsgruppen zu unterschiedlichen Themen, wobei die Zusammensetzung der Arbeitsgruppen wie auch der Themen meistens eher fließend und wandelbar war. Die Bandbreite der Themen reichte von einer theoretischen Auseinandersetzung mit Begriffen wie »autonomy«, »technical sovereignty«, »independence« und ihrer Eignung, um das Internet, das wir brauchen und wollen, zu beschreiben, über eine versuchte Kartografie des Internets und dessen Grenzen, eine Vorstellung des Anarchaservers[3] in Calafou, Queer Networks, Cypherspace/Promiscuous Protocols, Bildung und Backups, Interviews zu Erfahrungen mit IRC4, bis hin zu post- und antikapitalistischen Entwürfen, sowie neue Verwendungen für alte Kommunikationssysteme wie Semaphore und schwarzen Brettern.

Konkrete Ergebnisse zu produzieren, war nicht das Ziel der Worksession, und was am Ende der Woche einer kleinen Öffentlichkeit (hauptsächlich Gastgeber_innen der Teilnehmenden) präsentiert wurde, waren Anregungen, neue Fragen, Impulse, Fäden, die weitergesponnen werden können.

Arbeitsgruppen, Vorträge, mehrere Ortswechseln, Kurzpräsentationen, Zwischengespräche und Abendgespräche mit über 30 hochinteressanten Menschen: Die sechs Tage in Antwerpen waren lang und intensiv, aber dennoch viel zu schnell verflogen. Was bleibt, sind viele Fragen, viele Inputs, viele Anknüpfungspunkte, um an anderen Orten und in anderen Zusammenhängen weiter daran zu arbeiten.

Christina:
Zum Abschluss von *The Internet is Dead* haben wir[5] eine Utopie für alternative Netzwerke im Jahr 2025 entwickelt, die als interaktive Führung durch den neuen Hackerspace in Antwerpen vorgestellt wurde. Ausgangskonzept war das der »Chi-Xi«[6], das besagt, dass wir immer eine Mischung aus vielen Arten von Schwarz, Weiß und Grau sind. Die Identität auf eine Wurzel zurückzuführen sei unmöglich. Gleiches gilt für Netzwerke, die endlose Möglichkeiten beinhalten und so neue, freie und offene Räume bieten können. Unser Körper stellt auch ein komplexes Netzwerk dar und bildet Symbiosen mit Bakterien und anderen Arten. Daher benutzen wir 2025 auch unseren Körper als Antenne, um auf bestehende Netzwerke zuzugreifen. Dafür müssen Techniken erlernt werden, die wir nun als Futurotopia Tours anbieten.

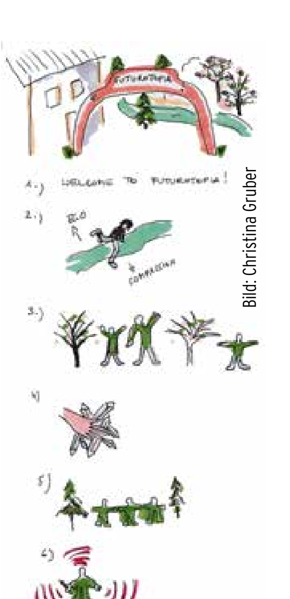


Bild: Christina Gruber

Die Futurotopia Tour

Futurotopia Tour – oder to do it the »chi-xi« way

1. Willkommen bei der Futurotopia Tour!
Während der Tour stellen wir euch unseren neu installierten Hackerspace vor. Beim Eintritt in Futurotopia betretet ihr ein Energiefeld, das euch hilft, sich in eine menschliche Antenne zu verwandeln. Wir zeigen euch unterschiedliche Praktiken, die Futurotopia dafür entwickelt hat. Wenn euer Körper zu einer Antenne geworden ist, könnt ihr das Energiefeld mit euch führen. Ihr könnt euren eigenen Hackerspace erstellen und so zu einem Knoten im Netzwerk werden.

2. Die Fluss Reinigung
Der Bach am Areal dient als Portal um Futurotopia zu betreten. Das Wasser wirkt reinigend und beim Überqueren lasst ihr Emotionen und euer Ego zurück. 2019 wurde der Grundstein für diesen Wasserkörper gelegt, indem Bäume gepflanzt wurden, um Wasser zu sammeln. Wasser hat für sich Container gefunden, um auf der Erde zu wandeln - einer von ihnen bist du.

3. Magnolienhain – das Ahnennetz
Nach der Passage erreichen wir den Magnolienhain. Wir möchten, dass du deine Vorstellungskraft aktivierst: Denke an einen Baum, der für dich von besonderer Bedeutung ist. Verbinde dich mit dem Baum und seinem Myzel. Du kannst das uralte Netzwerk, das 20 Millionen Jahre zurückreicht, betreten, indem du den Wuchs des Baumes imitierst.

4. Kristallzone
Kristalle bildeten sich vor tausenden Jahren und enthalten die ältesten Erinnerungen der Erde. Sie bestehen aus den gleichen Teilchen wie das Universum. Kristalle befinden sich in Uhren, um Präzision zu gewährleisten und in Radios zur Übertragung von Wellen. Wir können eine Verbindung zu einem Kristall herstellen, um in Netzwerke einzudringen, die in die tiefsten Schichten der Erde, aber auch in die Untiefen des Weltalls führen.

5. Heilende Kiefern
Kiefern durchlebten eine Phase der Heilung und dienen jetzt als Raum, um anderen Stärkung zu senden. Bildet jetzt eine Verkettung, verbindet euch durch Berühren mit eurem Nachbarn, spürt das Energiefeld des anderen und hört ihm eine Minute zu. Sendet Heilung an einen Ort oder eine Person, die es braucht, denkt daran zu atmen!

6. Abschluss
Dieser Hackerspace entstand aus unserem kollektiven Gedächtnis, nicht nur aus der physischen, sondern auch der gemeinsamen Geschichte und Erinnerung der Menschheit. Ihr könnt diese Verbindungsmöglichkeiten gerne verwenden, verteilen, bearbeiten oder an eure Bedürfnisse anpassen. Dieser Prozess ist eine Open Source-Technologie! Let's stay connected!

---

[1] Constant ist eine gemeinnützige, künstlerisch geführte Organisation, die seit 1997 in Brüssel lebt und in den Bereichen Kunst, Medien und Technologie tätig ist. *http://constantvzw.org/site/-Networks-with-an-Attitude-.html*

[2] Die Organisator_innen erklärten im Gespräch, dass im Titel »Networks with an Attitude« das Wort »Attitude« eine Übersetzung des ursprünglich holländisches Wort »Haltung« war.

[3] Anarchaserver ist ein feministischer Server mit dem Ziel, eine autonome Infrastruktur für feministische Projekte im Internet zu entwickeln: *http://anarchaserver.org*

[4] Internet Relay Chat gehört zu den ältesten Protokolls im Internet und wird heute noch verwendet: *http://www.irchelp.org*

[5] Eine Arbeitsgruppe bestehend aus Tatiana Avendaño, Loren Britton, Liesje De Laet, An Mertens und Christina Gruber

[6] Eingeführt wurde der Begriff von Silvia Riverra Cusicanqui, die besagt, dass das Mischen oder die Täuschung von Bildern nicht notwendigerweise eine Verschmelzung, sondern vielmehr einen Konflikt und eine Ergänzung darstellt.

Aileen Derieg ist ehemalige Übersetzerin, die sich nun als Pensionistin hauptsächlich mit Feminismus und Netzaktivismus beschäftigt.

Christina Gruber ist Gewässerökologin, Künstlerin und ist gemeinsam mit Antonio Zingaro Teil des diesjährigen servus.at Research Labs.

Herr Groll bittet zu einer Aussprache

Das System Kurz stellt den Versuch dar, auch noch die letzten mühsam erkämpften Reste der nachholenden bürgerlichen Revolution in Österreich zu beseitigen. Von *Erwin Riess.*

»Aus welchen Gründen das Richtige geschieht, ist nicht wichtig. Hauptsache, es geschieht.«
Wenzel Schebesta, Platzwart des FC Wien-Nord

Herr Groll traf seinen Freund, den Dozenten, im Wiener Volksgarten, der sich neben dem Ballhausplatz, in Sichtweite des Bundeskanzleramts und der Hofburg, dem Sitz des Bundespräsidenten, erstreckt. Groll suchte diesen Ort nur an hohen staatlichen Feiertagen auf, seinem profanen Namen zum Trotz war er seinem Wesen nach ein durchaus aristokratischer Ort und als Wiener der nördlichen transdanubischen Bezirke rechnete Herr Groll sich keineswegs zu den hohen Ständen. Beim Dozenten war das anders, der Hietzinger aus reichem Industriellenhaus war sowohl von seiner Herkunft als auch von seiner Kindheit, die er in Begleitung seiner Nurse großteils im Schönbrunner Schlosspark verbracht hatte, aristokratischen Gefilden nicht abhold. Auch aus diesem Grund hatte Herr Groll den Dozenten in den Volksgarten einbestellt, der großbürgerliche Freund sollte sich in vertrauter Umgebung wissen, wenn er Grolls Ausführungen zur Regierungskrise hören würde.
Nach einer knappen, aber höflichen Begrüßung – sie war dem Ort angemessen – lud Groll den Dozenten auf eine Runde durch den Volksgarten ein. Er wußte, daß mit dem Fortgang der Aussprache aus dem Lustwandeln ein Schlendern und schließlich ein forsches Ausschreiten werden würde. Der Dozent schloß seine italienische Rennmaschine mit zwei Sicherheitsschlössern ab und kettete das Rad dann an den hohen schmiedeeisernen Zaun. Groll sah diese Vorsicht mit Wohlwollen. In Kenntnis des ominösen Videos, das die Republik auf den Kopf gestellt hatte, weil es enthüllte, wie ausgeprägt die kleptokratische Sturmtruppenmentalität (Siegfried Mattl) von Teilen der Staatsspitze war, musste man gerade beim Ballhausplatz auf seine Wertsachen besonders bedacht sein.
»Verehrter Dozent! Geschätzter Freund!« hub Herr Groll an. »Ich habe Sie hierher gebeten, weil ich mit Ihnen die Ursachen und Konsequenzen dieser exemplarischen Woche besprechen will, einer Woche, die einer selten reinen und radikalen Ausprägung einer *beschleunigten Politik* entspricht. Der Verlauf dieser bemerkenswerten Woche bestätigt alles, was der italienische Philosoph und Revolutionär mit dem albanischen Namen – Antonio Gramsci – über diesen Aggregatzustand der Politik aussagt. Bekanntlich hatte Gramsci als erster Gelegenheit, den Aufstieg des Faschismus zur Macht mitzuerleben und akribisch und tiefschürfend zu beschreiben. Er wurde dafür von Mussolinis Schergen ermordet, anders kann man die zehnjährige Gefängnishaft des kränkelnden Sarden nicht bezeichnen.«
Gemessenen Schrittes näherten die beiden sich dem Theseustempel. Herr Groll fuhr fort:
»Allenthalben wird Klage geführt, daß Sebastian Kurz blauäugig in sein politisches Verderben gestolpert wäre, daß nun zum dritten Mal hintereinander eine Regierungsbeteiligung der FPÖ mit einem Skandal und der Sprengung der Koalition endete, hätte er nicht wissen können. Das ist natürlich Unsinn, wozu hat man denn Berater. Aber vollständig möchte ich dieses Argument dennoch nicht beiseite wischen.
Herr Kurz ist wie so viele seines Alters ein beispielhaftes Produkt des österreichischen Schulwesens. In den Gymnasien und den anderen Schultypen wird Literatur gar nicht und Geschichte nur lückenhaft unterrichtet. Im Ingeborg-Bachmann Gymnasium in Klagenfurt gibt es zwei Oberstufenjahre, in denen das Fach Geschichte nicht auf dem Lehrplan steht. Dafür gibt es als einzigen Freigegenstand Golf. Besuche der KZ-Gedenkstätte in Mauthausen wurden lange Jahre von den freiheitlichen Landesschulinspektoren verhindert, nun dürfen die Schüler darüber abstimmen, ob sie die Gedenkstätte aufsuchen. Die letzten Abstimmungen in den Klassen gingen alle gegen den Besuch aus, auch von Seiten der Lehrerschaft gab es keine Versuche, Mauthausen ins Programm zu nehmen. Stattdessen gibt es Exkursionen zum Weihnachtsmarkt in Salzburg, den irischen Naturschönheiten und Erholungstage in Lignano an der Adria.
Es ist also nicht verwunderlich, daß der 32-jährige Kanzler, der das österreichische Schulwesen durchlaufen hat, keinen Studienabschluß vorweisen kann. Immerhin war er mit vierundzwanzig Jahren bereits Außenminister, und die EU existiert noch. Das Studienabbrecherschicksal teilt Kurz mit etlichen anderen Politikern wie dem geschassten Innenminister und dem Ex-Kanzler Faymann. Der ÖVP-Spitzenkandidat Karas, der seit zwanzig Jahren im EU-Parlament sitzt und sich einen tadellosen Ruf als Parteigänger von Konzerninteressen erarbeitet hat, vollendete sein Studium erst vor kurzem, im reifen Alter von sechzig Jahren. Diese Leistung verdankt er seinen Mitarbeitern im Parlamentsbüro, die für ihn recherchierten, schrieben und abkupferten, wie Karas freimütig zugibt. Sie, werter Freund, haben gleich zwei Studienabschlüsse, nach dem Besuch der Nobelprivatschule Theresianum gehört sich das auch so. Für unsereins aus Floridsdorf war ein Studienabschluß von vornherein außer Reichweite, ich bin daher niemandem wegen seines Titels neidig, ich stelle aber fest, daß sich aus dem Kreis der Studienabbrecher auffallend viele ressentimentgeladene Leute rekrutieren, die für eine Aufstiegschance ihre Großmutter verkaufen würden und es in nicht wenigen Fällen auch tun. Dieser Zusammenhang ist keineswegs neu, schon Gramsci wies bei der soziologischen Betrachtung der jungen Faschisten auf die Häufung von Studienabbrechern hin.[1]



Im September erscheint der neue Roman von Erwin Riess »Herr Groll und die Donaupiraten« im Otto Müller Verlag.

Sie schlugen einen Bogen um den Theseustempel. Herr Groll zeigte dem Dozenten eine Hebeplattform, die außer Betrieb war. »Im Prinzip sind wir ja barrierefrei. Wie wir ja im Prinzip alle Demokraten sind.«
»Der junge Kanzler hat nicht verstanden, daß neben der ÖVP, der SPÖ und der KPÖ auch die FPÖ ein Substrat der österreichischen Geschichte darstellt, ein Substrat, das wie die anderen nicht auf die Zweite, sondern schon auf die frühen Jahre der Ersten Republik zurückgeht. Tatsächlich wirkte sich der Zusammenbruch der Monarchie in seiner staatstheoretischen Dimension als nachholende bürgerliche Revolution, durchgeführt und erzwungen von den Parteien der Arbeiterklasse, aus. Nicht das Bürgertum vollbrachte diese Leistung, nein, sein Antipode. Zur Verhinderung einer Räterepublik wurden die Grenzen einer bürgerlichen Republik freilich bis über das damals vorstellbare Maß hinaus gedehnt – und das hinsichtlich der Arbeits- und Sozialgesetzgebung, der Einrichtung von Arbeiterkammern und Betriebsräten und der bestimmenden Mitwirkung der Arbeiterschaft in der Sozialversicherung – allesamt Politikfelder, die von der Kurz-Strache Koalition abgeschafft beziehungsweise in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Wovon die geschwächte Bourgeoisie in den frühen 1920er und den frühen 1950er Jahren träumte, mangels Stärke aber nicht verwirklichen konnte – die Beseitigung des sozialen und politischen »Revolutionsschutts« – bildete das Kernstück der rechtsautoritären Koalition von ÖVP und FPÖ. Die fremdenfeindliche Hetze bildete nur den Rauchvorhang, hinter dem sich in einem atemberaubenden Tempo eine basale Achsenverschiebung der Machtverhältnisse der Zweiten Republik vollzog. Deshalb wurden ÖVP und FPÖ von Industriellen so freigiebig unterstützt, von Waffenproduzenten über Glücksspieloligarchen, Immobilien- und Medientycoons sowie Milliardärswitwen, die auf dem durch Arisierung gestohlenen Vermögen ihrer verstorbenen Männer (der Horten-Kaufhauskonzern) sitzen. Dazu gesellten sich reaktionäre adelige und kirchliche Kreise, sowie die im Raiffeisenkonzern zusammengefasste Agrar- und Finanzindustrie. Schließlich seien auch die hohe Beamtenschaft mit ihren Rekrutierungs- und Vorfeldorganisationen in Cartellverband und Burschenschaften nicht vergessen. Letztere dienten als lebende Korsettstangen in der Verschränkung von politischer und ökonomischer Macht, als organische Intellektuelle eines in sich tief gegliederten reaktionär-rechtsextremen Blocks.
Sie werden mich nun fragen, verehrter Dozent, warum ich Ihnen diese staatstheoretische Ableitung zumute. Weil ich, wie Sie aus früheren Gesprächen wissen, davon ausging, daß die VP-FP Koalition mit normalen demokratischen Mitteln nicht mehr von der Macht zu verdrängen sei. Die handelnden Herren sahen das genauso, die Koalitionsspitzen wurden ja nicht müde zu betonen, daß das »Reformwerk« auf zwei, wenn nicht drei Regierungsperioden ausgelegt war, also auf fünfzehn Jahre und mehr. Selbst nach der Aufkündigung der Koalition wurde Ex-Kanzler Kurz nicht müde, zu betonen, daß die Koalition inhaltlich eine grandiose Arbeit im Dienste von Industriekapitänen und Finanzkonglomeraten geleistet habe. Und der Bevölkerung wurde durch eine amerikanisch anmutende Propagandamaschinerie und (mit wenigen Ausnahmen) willfährigen Medien Sand in die Augen gestreut. Im übrigen ist es eine Ironie der Geschichte, daß ausgerechnet jene Partei, die als erste umfassend auf die Sozialen Medien gesetzt hatte, diesem Sektor auch als erste zum Opfer gefallen ist.
Mit der FPÖ wird sich in den nächsten zehn Jahren niemand mehr getrauen, eine Koalition einzugehen. Selbst wenn diese Partei der Korrupten und Unanständigen, dieser antisoziale Heimatpöbel, dreißig und mehr Stimmprozent erhalten sollte – diesen Tort wird sich niemand mehr antun, der seine fünf Sinne beisammen hat. Die Herren Strache, Gudenus und Co werden als strohdumme, überhebliche und teils gefährliche politische Glücksritter in die Geschichte eingehen – im übrigen eine der wenigen Rollen, die gescheiterten Rechtsradikalen außerhalb von Gefängnismauern offen steht. Und im Sicherheitsapparat wird das Regime Kickl als bizarres Aufflackern eines skurrilen Faschismus des Möglichen, bei dem man staunte, was alles möglich ist, in Erinnerung bleiben. Wer Österreich nicht aus der EU hinaussprengen und zum Paria der Staatenwelt machen will, wird mit FPÖ-Funktionären nicht einmal mehr auf einen Kaffee gehen. Im Würfelzucker könnte eine Kamera versteckt sein.«
Die beiden waren wieder beim Eingang zum Volksgarten angekommen. Mit großer Bestürzung stellte der Dozent fest, daß seine Rennmaschine verschwunden war. Er fand ein in Klarsichtfolie eingeschweißtes Schreiben am Zaun. Das Rad sei von Parkwächtern sichergestellt worden, das Anketten sei nicht gestattet. Gegen eine Strafzahlung könne es ausgelöst werden, das aber erst in drei Tagen zwischen 10 Uhr fünfzehn und zehn Uhr dreißig im zuständigen Amt, dessen Adresse man im Internet erfahren könne.
»Ich danke Ihnen für die ergiebige Aussprache«, sagte Groll zu seinem Freund. »Sie dürfen mich jetzt im Café Landtmann auf eine Flasche Champagner einladen. Das Ende der FPÖ an der Regierung muß gefeiert werden. Ich bevorzuge den Jahrgang 1996 der Manufaktur Krug aus Reims.«

---

[1] Karin Wieland. Die Geliebte des Duce. Das Leben der Margherita Sarfatti und die Erfindung des Faschismus. Hanser Verlag, München 2004

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke.

Die Mächte des Wahnsinns

Bernhard Torsch über den Unterschied zwischen gesellschaftlicher Wahnproduktion und individueller Erkrankung.

Im März kursierte ein Handy-Video, das den rassistischen Angriff einer älteren Wienerin auf eine junge Muslima zeigte. Die Dame fühlte sich offenbar durch das Kopftuch der jüngeren Frau provoziert und setzte zu einer Tirade an, die an rassistischer, ja geradezu nationalsozialistischer Eindeutigkeit kaum zu übertreffen sein dürfte. »Du Hure«, so fing es an, und steigerte sich über »du bist kein Mensch, du bist ein Schwein« bis hin zu »Du Hund! Sitz!«. Am Schluss versuchte die Frau auch noch, Passanten auf die Muslima zu hetzen, indem sie »Hilfe, Hilfe, Gewalttäterin« brüllte. Abschließend spuckte die Rassistin ihrem Opfer ins Gesicht. In den Sozialen Medien verbreitete sich das Video ebenso schnell wie die Meinungen dazu, und eine der am häufigsten vorgetragenen war, dass die Täterin offensichtlich »psychisch krank« sei und man daher um den Fall kein großes Fass aufmachen solle.

»Psychisch krank« - jeder Laie fühlt sich berufen und befähigt, diese Ferndiagnose abzugeben, wenn Menschen etwas machen, was ihm unverständlich und bizarr erscheint. Ob die Frau aus obiger Geschichte wirklich an einer psychischen Erkrankung leidet, ist aber allenfalls eine Vermutung, die weit leichter wiegt als das aufgezeichnete Toben einer »Herrenmenschin«. Die Entmenschlichung, die in den Beschimpfungen der Muslima als »Schwein« und »Hund« steckt, und der Sadismus, die Muslima aufzufordern, wie ein Hund »sitz« zu machen, lässt sich mit keiner psychischen Krankheit erklären, wohl aber mit einer ideologischen Einstellung. Aus der Frau sprach die Ideologie des Nationalsozialismus, die Menschen in »höhere« und »niedrigere« Gruppen einteilt. Eine Ideologie der radikalen Ungleichheit, die auf Entrechtung und schließlich Vernichtung jener zielt, die Nazis für »nicht lebenswert« halten.

Nun besteht kein Zweifel an der grundlegenden Wahnhaftigkeit der nationalsozialistischen Weltsicht. Sie ist unwissenschaftlich, irrational und absolut destruktiv. Nicht grundlos ist sie vor allem für Sadisten und Autoritäre anziehend, was man, sofern man etwas lernen will, in den »Studien zum autoritären Charakter« (Adorno, Frenkel-Brunswik, Levinson und Sanford) ebenso nachlesen kann wie in Wilhelm Reichs »Massenpsychologie des Faschismus«. Das bedeutet aber noch lange nicht, dass jeder Nazi psychisch krank wäre. Gesellschaftliche Wahnproduktion ist nicht dasselbe wie individuelle Erkrankungen. Beides kann sich überschneiden, aber gesellschaftlicher Massenwahn kann zu politischen Fehlentwicklungen bis hin zum Genozid führen. Der einzelne Kranke, also ein tatsächlich psychisch Kranker, leidet an seiner Erkrankung und hat meist weder Kraft noch Interesse daran, anderen zu schaden.

Natürlich kommt es manchmal zu Gewalttaten durch psychisch Kranke. Fallen diese entsprechend spektakulär aus, wie etwa ein Totschlag auf offener Straße oder ein Mord im Familienkreis, berichten vor allem Boulevardmedien in großer Aufmachung darüber und in den Leserkommentaren tobt das »gesunde Volksempfinden«, das dann so schlaue Fragen stellt wie: »Warum durfte der frei herumlaufen?« Gerne äußern verängstigte und verhetzte Menschen nach solchen Straftaten auch den Wunsch, psychisch Kranke solle man vorbeugend wegsperren. Die Politik gibt sich dann, handelt es sich bei psychisch Kranken doch um eine Minderheit, noch dazu um eine, die vielen Leuten Angst macht, gerne volksnah und schiebt, wie 2015 geschehen, längst überfällige Reformen wie die des menschenrechtswidrigen Maßnahmenvollzugs auf die lange Bank.

Der Maßnahmenvollzug (in Deutschland »Maßregelvollzug«) ist ein vorbeugender Freiheitsentzug für psychisch kranke Straftäter, bei denen der Verdacht besteht, sie könnten weitere kriminelle Taten setzen. In der Realität bedeutet das, Menschen auch für recht kleine Vergehen jahre- oder gar jahrzehntelang einzusperren. So gibt es etwa den Fall eines Tiroler Landwirts, der vor 20 Jahren seinem Bruder gedroht hatte, er werde ihm »den Kopf abreißen«. Eigentlich eine Bagatelle, aber der vom Gericht hinzugezogene Psychiater diagnostizierte eine »seelische Abartigkeit höheren Grades« und der Mann landete im Maßnahmen-vollzug, wo er heute lebendig begraben ist. 2014 schrieb ein junger Schizophrener Briefe an FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache, in denen er diesem »drohte«, er werde ihn von UFOs entführen bzw. mit »Insektendrohnen« beschießen lassen. Der damals 28-Jährige wurde in eine Anstalt für »geistig abnorme Rechtsbrecher« eingewiesen. Jeder andere Drohbrief-Verfasser wäre mit einer bedingten oder kurzen Haftstrafe davongekommen, aber weil der Täter psychisch krank war, verschwand er für viele Jahre, vielleicht sogar für immer hinter Gefängnismauern.

So wie der Maßnahmenvollzug nichts anders ist als eine Bestrafung für Taten, die einer nicht begangen hat, aber nach Meinung von Psychiatern begehen *könnte*, ist die Unsitte, rassistisches oder anderes unerwünschtes Verhalten mit der Unterstellung »psychisch krank« zu relativieren, eine Fortschreibung der Entmündigung tatsächlich Kranker, denen dadurch eine eigene politische Haltung abgesprochen wird. Und hat man erst einmal ganzen Menschengruppen abgesprochen, politische Subjekte sein zu können, ist der erste Schritt zu deren völliger Entrechtung getan. Dass das keine paranoiden Fantasien sind, wurde klar, als die FPÖ vor wenigen Jahren forderte, Menschen mit geistigen Behinderungen das Wahlrecht abzuerkennen. Es bedarf keines Verfolgungswahns, wenn sich psychisch kranke Menschen angesichts eines zunehmend autoritären Verständnisses von »Sicherheit« und Debatten wie jener über die Einführung einer präventiven »Sicherungshaft« bedroht fühlen. Sie haben allen Grund dazu, denn wie unsere eigene jüngere Geschichte zeigt, schrecken Gesellschaften selbst vor der massenhaften Ermordung psychisch Kranker nicht zurück, hat sich die Angst vor ihnen erst mal weit genug aufgeschaukelt.

Woher aber rührt diese Angst, diese Abwehrhaltung gegen Menschen, die in aller Regel harmlos sind und auch nicht öfter kriminell oder gewalttätig werden als sogenannte »Gesunde«? Zum Teil wie oben erwähnt, von reißerischen Berichten in den Medien. Zum anderen Teil durch Hervorbringungen der Kulturindustrie, die es nicht lassen mag, psychisch Kranke als Bedrohung hinzustellen. Jüngstes Beispiel war der überaus erfolgreiche Horrorfilm »Bird Box«, eine Eigenproduktion von Netflix. Darin werden psychisch gesunde Menschen allein durch den Anblick phantomhafter Wesen in den Suizid getrieben. Nur psychisch Kranke reagieren anders, aber nicht, wie man hoffen dürfte, indem sie zu Rettern der Menschheit werden, sondern sie mutieren zu Kollaborateuren der unsichtbaren Gefahr und wollen die »Gesunden« ins Verderben stürzen. Das ist geradezu ein Lehrbuchbeispiel für die Dämonisierung kranker Menschen, wie sie Hollywood seit Jahrzehnten betreibt, und die entsprechende Auswirkungen auf die Wahrnehmung Kranker durch »Gesunde« hat.

Nicht nur psychisch Kranke leiden unter ihrer Stigmatisierung und Dämonisierung. Auch die Gesellschaft schadet sich damit. Als im Jahr 2016 der 18-jährige Schüler David S. fünf Menschen erschoss und fünf weitere verletzte, folgte dem ersten falschen Verdacht, es handle sich um islamistischen Terrorismus, rasch die Zuschreibung »psychisch kranker Einzeltäter«. Dass David S. ein überzeugter Rassist und Moslem-Hasser war, dass er in Internetforen verkehrte, wo die Subkultur der »Incels« vor allem Hass gegen Frauen, aber auch gegen Minderheiten verbreitet – egal, denn das Etikett »psychisch krank« schien ja alles zu erklären. Gerade bei terroristischen Aktionen rechtsextremer Einzeltäter, ob in Europa oder in den USA, endet die Debatte über die Motive, sobald den Mördern eine psychische Krankheit nachgewiesen oder auch nur angedichtet werden kann. Und das, obwohl diese Form von Terrorismus inzwischen die islamistisch motivierte an Gefährlichkeit übertroffen hat. Seit 9/11 kamen z.B. in den USA weit mehr Menschen durch rechtsextreme »einsame Wölfe« gewaltsam ums Leben als durch islamistische Terrorzellen.

Die übereilige, oft auf sehr wackeligen diagnostischen Beinen stehende Verkürzung einer Motivlage der Täter durch das Ignorieren ideologischer Antriebe und die Reduktion auf ein individualpsychologisches Movens verschleiert den Blick auf reale Gefahren und ist gleichzeitig für tatsächlich Kranke ein nicht zu unterschätzendes Risiko, weiterer Ausgrenzung ausgesetzt zu werden. Seit einigen Jahren ist auch zu beobachten, wie nach einer Zeit vorsichtiger Aufklärung über psychische Leiden eine Regression in alte Stereotypen und Ressentiments Platz greift. Psychisch Kranke werden wieder verstärkt als »unzurechnungsfähig« wahrgenommen und dargestellt, als Menschen, die man zu ihrem »eigenen Besten« unter die Fuchtel von Institutionen stellen solle und deren Meinungen auf keinen Fall ernst zu nehmen seien. Und genau das ist das Problem am eingangs geschilderten Fall. Wer psychisch Kranken abspricht, überzeugte Rassistinnen sein zu können, nimmt allen anderen psychisch Kranken einen Teil ihrer Würde und ihrer Rechte.

Bernhard Torsch lebt als freiberuflicher Autor in Kärnten.

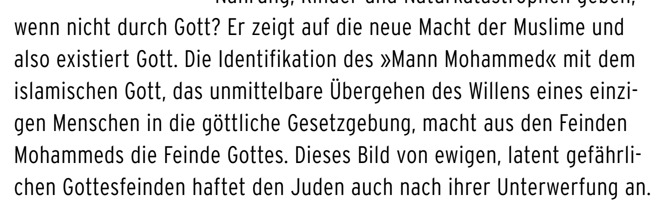
Abwehr und Deckerinnerung

Felix Riedel zum Problem der Theologie des islamischen Antisemitismus.

Das deutsche Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) publizierte im März 2019 eine Broschüre zum »Antisemitismus im Islamismus«. Die Alltäglichkeit des Antisemitismus wird zunächst im Einvernehmen mit einer Studie der Anti-Defamation-League anerkannt: in vielen islamischen Regionen stimmen demnach um 90% der Menschen antisemitischen Ressentiments zu. Im Anschluss daran folgt das BfV jedoch einer stark verbrämten Darstellung der Inhalte des Korans:

»Im Islam wird über die Versuche Muhammads berichtet, drei jüdische Stämme zu seiner Glaubensauffassung zu bekehren. Als diese Bemühungen scheiterten, kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen, die mit der militärischen Niederlage der Stämme endeten. Diese Ereignisse bilden den Hintergrund für die im Koran zu findenden judenkritischen Stellen. […] Diese Koranstellen, die bis in die Gegenwart hinein immer wieder aus ihrem historischen Zusammenhang gelöst und wortwörtlich verstanden wurden und werden, bilden im Islam die Grundlage für eine Judenfeindschaft, die »einen integralen Bestandteil des religiösen Selbstverständnisses« darstellt. Nichtsdestotrotz konnten Juden über viele Jahrhunderte hinweg ein – insbesondere im Vergleich zum christlich geprägten Mitteleuropa – sicheres Leben in islamischen Ländern führen. Antisemitische Ausschreitungen oder Pogrome ereigneten sich vergleichsweise selten.«[1]

Dieses stereotype Narrativ entspricht durchweg der zeitgenössischen akademischen Deckerinnerung, die theologische Wurzeln des Antisemitismus im Islam zunächst leugnet, dann rationalisiert und die daraus folgende Gewaltgeschichte als »goldenes Zeitalter« der Juden in der islamischen Welt relativiert.



»Nitraria retusa«: Eines der Gewächse, das mit al-Gharqad gemeint sein könnte

Eine realitätsgerechte Analyse lieferte Hamed Abdel-Samad in einem Interview, das aus unerfindlichen Gründen nicht in den Dokumentarfilm »Auserwählt und ausgegrenzt: der Hass auf Juden in Europa« aufgenommen wurde und erst am 30. April 2019 auf »audiatur-online« erschien.[2] Der »Mann Mohammed« (als historisch-narratives Konstrukt des Korans verstanden) bewundert zunächst den Judaismus, stößt aber wegen seines anmaßenden Anspruchs auf die Prophetenwürde auf Ablehnung. Aus dieser narzisstischen Kränkung heraus und von militärisch-ökonomischen Bereicherungsabsichten getrieben, entscheidet er sich zur Ausplünderung und Vertreibung jüdischer Stämme der Banū Qainuqa, Banū n-Nadir und schließlich zur Vernichtung der wohlhabenden Banū Quraiza. Abdel-Samad erwägt, dass Mohammed auch die jüdische Lebensethik mit ihrem Verbot der Tötung hinderlich für seine gewaltsamen Expansionsbestrebungen war. Er betont zu Recht, dass Mohammed einen Verrat durch Juden erst nach den Massakern behauptete, um die Gewalt vor seinen Anhängern zu legitimieren. Ganz ähnlich finanzierten die Kreuzritter später ihren Zug auf Jerusalem mit Pogromen an Juden, denen Verrat an Christus vorgeworfen wurde.

Dieser »sekundäre Antisemitismus« nach der antisemitischen Tat kann aus marxistischer Perspektive nur als ideologische Reaktion auf die ursprüngliche Akkumulation des Islam verstanden werden: Wie die europäischen Bourgeois steht der Islam unter Rechtfertigungsdruck: Um die blutigen Quellen des Erfolges zu erklären, beschuldigt er die Opfer und deutet das eigene Verbrechen als gerechte Strafe. Umso fataler wirkt das, weil für den Islam die Vernichtung jüdischer Stämme ein Gottesbeweis ist. Wenn die Schwäche der Juden Gott beweist, so muss ihre Stärke Gotteslästerung sein. Die Wiederherstellung der Grandiosität Mohammeds und damit Gottes erfordert die Vernichtung des Selbstbewusstseins von Juden mit allen Mitteln. Und das selbst dort, wo es negativ hergestellt wird: im Kollektiv der Überlebenden des Holocaust. Die Popularität der Holocaustleugnung oder -verherrlichung ebenso wie die zwanghafte Behauptung, aus Juden seien in Gaza Nazis geworden, gehen aus diesem theologisch begründeten Bedürfnis nach Kränkung der Juden hervor.

Zur psychologischen Prädisposition des Korans, die den Antisemitismus über Jahrhunderte stabil hält, gehören zwei weitere zentrale Elemente:

Das erste ist der weitgehende Verzicht auf theologische Argumente. Mohammed streitet nicht wie Jesus mit den Juden auf Grundlage sich widersprechender religiöser Texte, sondern er »empfängt« seine apokalyptischen Verse und versucht, sich theologische Legitimation mit der Anbindung seiner eigenen Ideen an bestehende, jüdische Theologie zu schaffen.[3] Die Kritik der Juden an Mohammed beinhaltet die Erklärung seines Verhaltens als Geistbesessenheit, »die Satane« seien auf ihn »herabgekommen«.[4] Und tatsächlich entspricht Mohammeds Geschichte als Geistmedium der Ethnologie der Geistbesessenheit, es handelte sich um eine naheliegende Assoziation, gegen die sich Mohammed im Koran mehrfach verzweifelt verteidigt. Umso wichtiger ist für ihn, wie für viele in Kriege involvierte Geistmedien, der militärische Erfolg, der seinen »Geist« in Realität übersetzt. Seine Missionierungsstrategie ist deiktisch: Mohammed zeigt auf Natur und Gott ist bewiesen. Wie sonst solle es Sonnenaufgänge, Brot und Nahrung, Kinder und Naturkatastrophen geben, wenn nicht durch Gott? Er zeigt auf die neue Macht der Muslime und also existiert Gott. Die Identifikation des »Mann Mohammed« mit dem islamischen Gott, das unmittelbare Übergehen des Willens eines einzigen Menschen in die göttliche Gesetzgebung, macht aus den Feinden Mohammeds die Feinde Gottes. Dieses Bild von ewigen, latent gefährlichen Gottesfeinden haftet den Juden auch nach ihrer Unterwerfung an.

Das zweite hat dem Augenschein nach nichts mit den Juden zu tun und begünstigt doch den Antisemitismus. Vor diesen Erfolgen bediente er sich einer simplen manichäischen Strategie: Gott belohnt die Gläubigen und bestraft die Ungläubigen mit der Hölle. Jeder Zweifel, jeder Unglaube wird mit Höllenstrafen bedroht (S. »Theologie der Hölle«, Versorgerin 109). Und wiederum ist die Parallele erstaunlich: wie beim Christentum wird Zweifel an der Grandiosität auf die Juden projiziert und deren Erniedrigung durch die Gläubigen zum Gottesbeweis. Im Koran treten Juden daher als ewige Verirrte und Verblendete auf. Bereits die eschatologische Hadithe Al-Gharqad, überliefert von Abu Hureira, bindet daher die Vorstellung vom jüngsten Gericht früh an den Krieg gegen Juden. »Die Stunde wird nicht schlagen, bis die Muslime die Juden bekämpfen und töten, sodass die Juden sich hinter Steinen und Bäume verstecken. Die Steine oder Bäume sagen jedoch: O, Muslim! O, Diener Gottes, ein Jude versteckt sich hinter mir. Komm und töte ihn! Nur al-Gharqad nicht; denn er ist ein Baum der Juden.«

Die daran angeschlossene Gewaltgeschichte beinhaltet unter anderem: 1012 die Zerstörung aller Synagogen zwischen Syrien und Libyen durch al-Hakim, den dritten Kalifen der Fatimiden; die Pogrome von Fez 1035 und 1038 mit 6000 Toten und jene von 1465, bei denen die gesamte Gemeinde ausgelöscht wurde, die Pogrome in Granada 1066 und 1090 mit 4000 Toten; ständige tägliche Diskriminierung und Sondersteuern.[5] Die Angst vor den Juden wird deutlich im Verbot, Waffen zu tragen, das sowohl der christliche Codex Theodosianus von 438 beinhaltet, als auch der islamische »Pakt von Umar« – vermutlich aus der Feder des achten Kalifen Umar ibn 'Abd al-'Azīz (ca. 720). Die Gesetzgebung hatte fortan weitgehend Gültigkeit, weil sie die fragile Grandiosität der Muslime vor der Kränkung durch Juden bewahren sollte: Juden sollten wehrlos sein, ihre Synagogen sollten verfallen, Steuern sie arm machen, Mischehen sollen sie ethnisch isolieren, besondere Kleidung, der gelbe Fleck und das Reiten von Eseln sollte sie lächerlich machen.

Es ist vor allem diese Traditionalität des islamischen Antisemitismus, deren Übersetzung in wissenschaftliches Bewusstsein weiterhin an erheblichen Widerständen scheitert. Der zusätzliche Import des Antisemitismus ist hingegen umfassend akzeptiert und nachgewiesen: die Infektion mit europäischen Ritualmordlegenden und antisemitischen Schriften im 19. Jahrhundert, die Ankunft und der Siegeszug der »Protokolle der Weisen von Zion«, und die instrumentelle Förderung von Djihadismus und Antisemitismus durch die Alliierten wie auch durch Deutschland. Der durchschlagende Erfolg dieses zusätzlichen Imports und die Mühelosigkeit der Adaption von Ritualmordlegenden, Verschwörungstheorien und Vernichtungswünschen lässt sich nur durch eine theologische Prädisposition des Islam zum Antisemitismus erklären.

Leider nimmt selbst Bernard Lewis, der als einer der kritischen Historiker des Antisemitismus im Islam gelten kann, in seinem Standardwerk »Die Juden in der islamischen Welt« noch an, der Antisemitismus sei im Islam »nicht theologischer Natur« und falle daher geringer aus als im Christentum, es habe keine Ängste vor jüdischen Verschwörungen gegeben[6] und anstelle von Neid, Furcht und Hass hätte im Islam Verachtung für Juden geherrscht.[7] Mark R. Cohen ergänzt, dem Islam sei die eschatologische Enttäuschung des Christentums erspart geblieben, »sobald er Macht erlangt hatte«.[8] In diesem letzten Nebensatz liegt jedoch der zentrale Grund für den islamischen Antisemitismus: er wird stets dann tödlich, wenn der von Gott versprochene Machtanspruch durch die schlechte Realität oder schlimmer noch, durch die sichtbare Präsenz selbstbewusster Juden, Frauen, Homosexueller und Jesiden gekränkt wird.

---

[1] BfV: Antisemitismus im Islamismus. S. 16. *https://www.verfassungsschutz.de/download/broschuere-2019-03-antisemitismus-im-islamismus.pdf*.

[2] *https://www.audiatur-online.ch/2019/04/30/hamed-abdel-samad-man-kann-nicht-die-kinder-mit-hass-vergiften/?fbclid=IwAR3qy3sKfySZAJK3qhp6idR6XyqutCo7mhTskTboE1lC3dsdjgLuWgLvLqo*.

[3] Johan Bouman: Der Koran und die Juden. 30.

[4] Rudi Paret: Der Koran. Sure 26, 210.

[5] S. D. Gotein, Jews and Arabs. S. Cohen: Unter Kreuz und Halbmond.

[6] Bernard Lewis: »Treibt Sie ins Meer!« Die Geschichte des Antisemitismus. 144.

[7] Lewis: 146.

[8] Mark R. Cohen: Unter Kreuz und Halbmond. Die Juden im Mittelalter. S. 40.

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten. www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

Von der Blutrache zur Vernichtung

Paulette Gensler über mohammedanische Verbrechen im sogenannten »Zeitkontext«.

Bei Hinweisen auf gewisse, sagen wir mal, fragwürdige Taten des ehrenwerten Propheten Mohammed, wie dem Massaker am letzten jüdischen Stamm Medinas, kommt allzu rasch der Einwand, man müsse die Verbrechen Mohammeds schlichtweg im Zeitkontext beachten. So zum Beispiel Seyran Ateş, die bemerkte, dass man »nicht das Gewaltschutzgesetz von heute zur Hand nehmen (könne), um das Verhalten von muslimischen Männern aus dem 7. Jahrhundert danach (zu) beurteilen.« Der Wink ist klar: Früher war alles schlimm(er). Das ist selbstverständlich nicht ganz falsch. Völlig verkehrt hingegen ist die Suggestion, das heutige Gewaltschutzgesetz wäre der einzige Kontext, den man anlegen kann. Auch Rudi Paret verwies wie andere – so vor allem Norman Arthur Stillman - bei der Bewertung der Taten des Propheten auf die »Maßstäbe der damaligen Zeit.« Es stellt sich in solchen Fällen selbstverständlich die Grundproblematik des »Zeitkontextes« des Handelns von Propheten, wenn deren Handeln zeitlos vorbildlich sein soll. Prinzipiell sollte man ja von einem Propheten mehr verlangen können als von einem normalen zeitgenössischen Herrscher.

Darüber hinaus stellt sich rasch das Problem des Zeitkontextes im Allgemeinen, also um die Frage, was ist *der* Zeitkontext. Vergleicht man die islamische Tötung von rund 600 jüdischen Männern mit anderen antiken Massenmorden, wie im Peloponnesischen Krieg oder durch die Römer unter Cesar bzw. in den frühmittelalterlichen Sachsenkriegen Karls des Großen bzw. im Blutgericht von Canstatt, erscheint sie in der Tat lachhaft. Näher kommt schon der schwankende Rodinson: »Es ist schwierig, das Massaker [...] zu beurteilen. Man muss die Sitten jener Zeit bedenken, die sehr roh waren. Indessen bezeugt das Bemühen der Texte, Mohammed zu entschuldigen, dass es einiges Aufsehen erregte. In den schriftlichen Überlieferungen finden sich Einzelheiten, die einem kaum erlauben, an die Unschuld des Propheten zu glauben.« Immerhin klingt bei ihm an, dass *der* Zeitkontext in gewissem Sinne auch *lokal begrenzt* ist. Erschließen kann man ihn höchstens, indem man versucht, das Bewusstsein der historischen Charaktere zu rekonstruieren – das ist immer spekulativ, aber nicht völlig quellenlos. Nur dient dieser Einwand jedesmal der Abwehr, denn kaum jemand betrachtet diesen »Zeitkontext« einfach einmal. Täte man dies, käme man zu nicht ganz schmeichelhaften Schlüssen, vor allem zu dem, dass der an sich fragwürdige Geschichtspositivismus einer Überprüfung nicht standhält. Gerade bezüglich des Massakers, aber auch an anderen Beispielen, kann man zeigen, dass es den bis dato geltenden arabischen Konventionen komplett widersprach. Der jeweils deutlichste Hinweis auf solche Verstöße gegen den Zeitkontext findet sich im Koran. Wenn dieser etwas (meist nachträglich) explizit erlauben muss, kann man getrost davon ausgehen, dass der Prophet einem erheblichen Legitimationsdruck unterlag, weil er den Zeitgeist verletzte. In der islamischen Denkart wäre der Zeitkontext die »Dschahiliya«, also die vorislamische Zeit der »Unwissenheit« bzw. von Goldziher mit triftigen Argumenten als »Barbarei« oder »Wildheit« übersetzt. Dies ist in islamischer Imagination die Zeit der absoluten Sittenlosigkeit: Es ist die Negativfolie, die in aller Ausführlichkeit ausgemalt und mit den größten Gräueln versehen wird, um den Islam selbst als Zivilisationsakt davon abzuheben. Keineswegs soll hier die in der Tat durchaus barbarische vorislamische Zeit als – im empirischen wie wertenden Sinne - positives Korrektiv aufgerichtet werden. Zum einen ist jene Zeit in Teilen schwer zu rekonstruieren, da sie unter islamischen Projektionen verschüttet ist. Zum anderen wäre nichts verkehrter, als die tribale Barbarei als »Stammeshumanismus« (W. M. Watt) zu adeln. Und doch kann man anmerken, dass beispielsweise die behauptete Rolle der Frauen im vorislamischen Arabien nicht einmal der islamischen Tradition standhält.

Bezüglich des Massakers hat Ourghi auf die große Bedeutung der Blutrache im spätantiken Arabien verwiesen: »Gewalt im Islam ist kein modernes Phänomen. Man darf dabei nicht vergessen, dass die damals bei den arabischen Stämmen gängige Praxis der Blutrache eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte.« Auch Hinweise auf die durchaus etablierte Praxis der Raubüberfälle als maßgebliche Einnahmequelle der Beduinen sind keineswegs falsch. Die jeweilige Differenz zum Massenmord aber ließ er munter aus, damit er fortfahren konnte: »Aus vorislamischer Zeit stammende Sitten und Gebräuche wurden also auch noch von den Muslimen praktiziert.« Einer Betrachtung der vorislamischen Blutrache hält diese Aussage jedoch schlichtweg nicht stand. Die damaligen Konflikte darf man sich nicht allzu kontinuierlich, sondern eher periodisch vorstellen. Auch ist es die Ausnahme gewesen, dass sie in richtige Kriege ausarteten. Die Regel waren eher Morde oder aber nach Regeln stattfindende Duelle – auch kollektive. Sprenger betont – unter Missachtung des sehr wohl tödlichen Ausgangs - ihre Nähe im theatralischen Charakter zu Studentenduellen. Die wichtigste Regel war die Unantastbarkeit der Häuser, welche heilig waren – d.h. niemand durfte in sein eigenes Haus verfolgt werden. In der absoluten Mehrzahl der Fälle ging es letztlich um Landstreitigkeiten, die »gelöst« wurden, indem der unterlegene Part, ein bestimmtes(!) Gebiet aus seinem Besitz an den Sieger abtrat. Ähnlich »geregelt« waren die Razzien, über die Rodinson ganz treffend schrieb: »Man bemächtigte sich der Habe, möglichst ohne einen Menschen dabei zu töten«, da das Prinzip der Blutrache schnell eine Vendetta lostreten konnte, die in keinem Verhältnis zur (erhofften) Beute stand. In diesem Sinne ließe sich sagen, dass gerade die vorislamische Praxis der Blutrache dem Prinzip der Vernichtung entgegenstand. Man sollte hierbei auch daran denken, dass eine Schlacht mit um die 70 Toten, wie in Uhud, schon als herbe Niederlage oder riesiger Verlust betrachtet wurde. Nöldeke hat den Zeitgeist und sein Kippen ganz gut getroffen, als er über eben jene Schlacht schrieb, dass sich »wenigstens bei den *Ungläubigen*, noch die arabische Scheu geltend machte, durch zu viele Tote dem Feinde zu viel Anlass zur Blutrache oder zur Forderung hohen Blutgeldes zu geben.«

Der Übergang von Razzia (Raubzug) zu Futuh (Eroberung) und Dschihad sowie von der gegenseitigen Blutrache zu Vertreibung und Vernichtung sind Bestandteile der Kanalisierung der tribalen Barbarei zur Umma-Barbarei, in deren Zuge die Verbrechen des Propheten in ihrer theologischen Verankerung nicht nur gerechtfertigt, sondern auch zu Rechtfertigungen weiterer Verbrechen wurden.

Neben diesem Massaker an den Juden gibt es ein *etwas minder drastisch wirkendes*, aber sehr gewichtiges Beispiel. Gemeint ist das zuvor bei der Belagerung eines anderen jüdischen Stammes erfolgte *Palmenfällen*: Nachdem der erste jüdische Stamm Medinas vertrieben wurde, wandte der Prophet sich schnell dem nächsten zu, den Banu Nadir. Anlass für jenen Angriff war ein angeblicher Anschlagsplan jener Juden auf Mohammed. Als die Juden sich in ihre Festungen zurückzogen, befahl der Prophet das Fällen und Verbrennen ihrer Palmen. Von jenem Vorgehen geschockt, ergaben sich die Juden. Auch in der Prophetenbiografie ist jene Begebenheit geschildert: »Die Juden hatten sich in ihren Burgen vor ihm verschanzt. Als der Prophet, Allahs Segen und Friede auf ihm, darauf befahl, ihre Palmen abzuschlagen und Feuer daran zu legen, riefen sie ihm zu: ‚O Muhammad! Du hast bisher mutwillige Zerstörungen verboten und alle die getadelt, die sie durchführten. Wie kommt es dann, daß du unsere Palmen abschlägst und verbrennst?'« Dass sie mit diesem Hinweis eine wunde Stelle trafen, beweist der bald offenbarte Vers: »Wenn ihr Palmen umgehauen habt oder habt stehenlassen, geschah das mit Gottes Erlaubnis. Auch wollte er (auf diese Weise) die Frevler zuschanden machen.« (Koran 59:5) Hierin wird ein weiterer Verweis auf den Zeitkontext deutlich: Nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch die Palmenhaine waren sakrosankt und nicht ohne Grund ist es in den jüdischen Kriegsgesetzen verboten, gegen Pflanzungen vorzugehen: »Wenn du vor einer Stadt lange Zeit liegen musst, gegen die du kämpfst, um sie zu erobern, so sollst du nicht die Axt an ihre Bäume legen und sie umhauen, denn du kannst davon essen; darum sollst du sie nicht fällen. Die Bäume auf dem Felde sind doch nicht Menschen, dass du sie belagern müsstest! Die Bäume aber, von denen du weißt, dass man nicht davon isst, die darfst du verderben und umhauen und ein Bollwerk daraus bauen gegen die Stadt, die mit dir Krieg führt, bis sie fällt.« (5. Moses 20:19f) Hierin ist die Begründung auch direkt ausgesprochen, gegen die sich Mohammed mit seiner Bande wandte – die Selbsterhaltung oder auch nur der reine Egoismus, welche oftmals das einzige Motiv ist, an das sich noch appellieren lässt. Um den Frevel zu ergründen, muss man sich die Bedeutung der Dattelpalmen für Arabien und vor allem Medina vor Augen führen: »[I]n der Oase bestellt eine wenig zahlreiche seßhafte Bevölkerung die Dattelpalme, den Baum aller Bäume, von dem nicht nur die Früchte, sondern sämtliche Bestandteile restlos genutzt werden, bietet doch ›die Tante und Mutter der Araber‹, wie man zu sagen pflegt, die einzige feste (durch Kamelmilch vervollständigte) Nahrung für die Masse der vom Elend bedrückten Beduinen.« Die Dattelpalme war gewissermaßen die pflanzliche Entsprechung des Kamels. In der primär jüdischen Oase Chaibar und der heidnisch arabischen Stadt Taif wiederholt sich dieser Frevel mit Palmen und/oder Weinreben. Rodinson nennt jenes Palmenumhauen und -abfackeln die »Handlung des totalen Krieges«, während er das spätere Massaker seinem obigen Schwanken zum Trotz durchaus rechtfertigte: »Es war offensichtlich (!), dass es diese gefährliche Gruppe loszuwerden galt.« *Zumindest politisch* sei das Massaker »eine sehr kluge Maßnahme« bzw. »unbestreibar die beste« gewesen. Eine ähnliche Bewertung findet der Palmenbezug bei Paret. Beide treffen dabei durchaus einen sehr gewichtigen Punkt, wenn er ihnen auch kaum bewusst sein dürfte. Gemeint ist das Verhältnis von Selbsterhaltung und Vernichtung. Während der christliche Märtyrer auf die Erhaltung seines Selbst verzichtet, indem er auf die Vernichtung seines Gegners bzw. auch nur die Verteidigung gegenüber seinem Verfolger verzichtet, zeigt sich das Verhältnis für den Islam schon in den beiden Beispielen als doppeltes: Die Vertreibung und Ermordung der Juden lassen sich noch als Beutestreben fassen. Das Massaker widerspricht zumindest nicht dem Prinzip der Selbsterhaltung, während die Vernichtung der Palmenhaine schon der Logik des Selbstmordattentäters entspricht.
Die muslimische Bereitschaft, völlig auf die eigene Selbsterhaltung zu verzichten, wenn es der Vernichtung und Vertreibung ihrer Gegner zugutekommt, war das barbarische Novum, das für den Erfolg des Islams maßgeblich verantwortlich war.

Nimmt man den Verweis auf den Zeitkontext also schlichtweg einmal ernst, verurteilt dieser den Propheten (mindestens) gleich doppelt. Zum einen war Mohammed auch und gerade in diesem ein Verbrecher und die Belege finden sich im Koran, der Verteidigungsschrift jenes Verbrechers. Zum anderen tritt ein Unterschied hervor, den linke Christenkritiker und Islamfreunde, also allgemeine Religionskritiker, gern vergessen. Dieser bestünde darin, dass die christlichen Herrscher, wie Karl der Große, die barbarischen Taten vollzogen und mit religiösem Bezug legitimierten, die Kritik in aller Regel aber vom Klerus kam, während im Islam hingegen gerade der Klerus für die barbarischen Momente einstand und -steht. Diese Trennung kann man in beiden Fällen nicht verabsolutieren, bilden aber Tendenzen ab, die den maßgeblichen Gehalt beider Religionen treffen.

Langfassung des Textes unter versorgerin.stwst.at/autorin/paulette-gensler

---

Paulette Gensler lebt und schreibt in Berlin.

Knie nieder! Böse Menschen haben keine Lieder!

Musik zwischen Extrem- und Normalfall. *Paul Schuberth* über ein noch wenig beleuchtetes Kapitel der NS- und Musikgeschichte und über Musik als Folterinstrument.

Musik, so heißt es oft, ist eine universale Weltsprache, die jeder versteht. Mit den Mitteln der Musik lässt sich ausdrücken, was mit Worten nicht zu sagen ist. Musik überwindet alle Grenzen und spendet Trost in schwachen Momenten. Diese Binsenweisheiten, in der uns bekannten Welt idealisierende Lügen, überführt das Konzentrationslager der Wahrheit: Spielt das Häftlingsorchester beim morgendlichen Ausmarsch der Arbeitskolonnen einen beschwingten Marsch, *verstehen* alle Häftlinge, egal welcher Muttersprache, die eindeutige Aufforderung – im Gleichschritt marschieren! Muss eine junge, inhaftierte Cellistin dem Lagerarzt Dr. Mengele Schumanns »Träumerei« vorspielen, die ihn zu Tränen rührt und im schwachen Moment mit neuer Kraft für die nächste Selektion versorgt, *verschwimmen die Grenzen* zwischen Opfer und Täter. Und schließlich: KZ-Häftlinge zu deutschen Märschen zu züchtigen und zu foltern, *drückt* mörderische Verachtung besser *aus*, als es Worte je bewerkstelligen könnten. Wolfgang Pohrt hat in einem Aufsatz über das Tagebuch von Hanna Lévy-Hass, einer Überlebenden des KZ Bergen-Belsen, eindrucksvoll geschildert, was das Konzentrationslager so unbegreiflich macht: »Der Umstand, daß in Konzentrationslagern Millionen Menschen umgebracht worden sind, ist beunruhigend. Unerträglich aber ist die Tatsache, daß sie dort nicht nur umgebracht worden sind, sondern auch gelebt haben. (…) Während der sadistische Exzeß ohne weiteres sich mit unserem konventionellen Vorstellungsschema verträgt, stellen die Schilderungen des Nebeneinanders von Krematorium und gemütlichem Leben, die sich durch alle authentische KZ-Literatur ziehen, eine gefährliche Bedrohung unseres Verstandes, der scheinbar heilen Welt unserer überkommenen Kategorien, dar.« Dem bedrohten Verstand bleibt nichts anderes übrig, als in Deckung zu gehen, wird er nun auch noch mit der Tatsache konfrontiert, dass es im Lager nicht nur ein Nebeneinander von Musik und Massenmord gab, sondern ein Miteinander. Eben: Musik verbindet. Genau diesem positiven Credo von der unerschütterlichen Kraft der Musik folgt bis heute die populäre Betrachtung und Darstellung von Musik im KZ. Als prominentes Beispiel wird meist das Lager Theresienstadt genannt, in dem die Nationalsozialisten zu Propagandazwecken ein beispielloses Musik- und Kulturleben erblühen ließen. Der deutsche Kulturwissenschafter Guido Fackler merkt kritisch an, dass der Fokus auf die unter dem verkaufsfördernden Etikett »Theresienstädter Komponisten« subsumierten Künstler und die dazugehörigen »einseitigen Rezeptionsmechanismen und marktschreierischen Etikettierungen« oft gänzlich falsche Vorstellungen von Musik im NS-Lagersystem evozieren würden. Selbst in der Wissenschaft hat sich die klare Einteilung in »selbstbestimmte« und »verordnete« Musik durchgesetzt, eine konstruierte Dichotomie, die mitunter ermöglicht, dass besondere Gedenkveranstaltungen die ambivalente Rolle von Musik im Konzentrationslager vergessen lassen und die Betrachtung der Musik der Shoah auf den positiven Effekt für die Häftlinge reduziert wird. Zu leicht lässt sich dann, bloß als Ergänzung, das Folterinstrument Musik als kurioser Bestandteil des NS-Repertoires an Repressionsmitteln bagatellisieren, zu leicht lässt sich davon sprechen, die Nazis hätten die Musik bloß missbraucht – was vor Konsequenzen für unser Denken über Musik schützt. Im Gegenzug gilt dann der widerständige Gebrauch von Musik durch manche Häftlinge als Beweis dafür, dass Musik, auch und gerade in der Extremsituation, unablässig für das Schöne und Wahre, den autonomen Geist und eine nie versiegende Quelle der Hoffnung stehe. Ganz ungeachtet der grundsätzlichen Frage, inwiefern die Quelle der Hoffnung dem zum Tode Verurteilten noch helfen könne. Mag Musik als Quelle auch unablässig Sturzbäche und Sintfluten der Hoffnung produzieren, die Nationalsozialisten jedenfalls schöpften aus dieser Quelle Mittel zur Ablenkung der Opfer, zum Terror und zur psychischen wie physischen Folter. Als die Talkshow-Moderatorin Anne Will in einer ihrer Sendungen die Holocaust-Überlebende und Akkordeonistin des Mädchenorchesters von Auschwitz Esther Bejerano befragte, ob die SS-Schergen nicht auch manchmal Menschlichkeit zeigten, verriet sie ungewollt eine wichtige Wahrheit: Die SS-Leute waren Menschen wie du und ich, was über diese selbst wenig aussagt, dir und mir aber zu denken gibt. Und doch gibt es Unterschiede, denn in einer der herausragenden menschlichen Disziplinen, der Fantasie, sind uns diese einfallsreichen Täter haushoch überlegen. Im Universum der Konzentrations- und Vernichtungslager waren der Fantasie der Mörder keine Grenzen gesetzt. Mit beachtlicher Hingabe schafften sie es, das höchste Kulturgut der höchsten Kulturnation, die Musik, in den Prozess des industriellen Massenmordes einzuspannen. Musik half, die Vernichtung durch Arbeit reibungslos zu organisieren, und die Arbeit, die für die Täter durch die Vernichtung anfiel, erträglicher zu machen. Kein einfaches Volkslied, keine große Symphonie, kein dummer Schlager waren zu niedrig oder zu großartig, um nicht als Vorwand für Strafe und Terror oder gar als deren Mittel fungieren zu können.



Die Häftlingskapelle des Stammlagers von Auschwitz vor der Lagerküche im Frühjahr 1941

In kaum einem Zeitzeugnis der vielen KZ-Häftlinge aus den verschiedensten Ländern fehlt die Erinnerung an den Zwang, zu den verschiedensten Anlässen unablässig deutsche Lieder zu singen, sowie an die physischen und psychischen Qualen, die damit verbunden waren. Der Überlebende Berthold Quade erinnert sich, dass im Lager Sachsenhausen beim An- und Abmarsch (zu den »Arbeitsplätzen«) jeden Wochentag ein bestimmtes Lied »bis zum Erbrechen« intoniert werden musste. Das befohlene Singen hatte dabei mehrere Funktionen. Zum einen vereinheitlichte es, in alter militärischer Tradition, den Marschrhythmus, trug also zur Disziplinierung bei und zur »Erhaltung der Arbeitskraft«, wie es Quade selbst ironisch kommentierte, sowie es eine belastende Ergänzung zu den stupiden, körperlich anstrengenden Zwangsarbeiten darstellte. Andererseits bot es für die SS-Leute immer wieder willkommene Anlässe zu besonderer Demütigung, Gewalt und Prügelexzessen: eine Machtdemonstration, die den besonderen »musikalischen Sadismus« (Aleksander Kulisiewicz) der Täter befriedigen sollte. Dabei sei gar nicht in Frage gestellt, dass dieser einer authentischen Liebe zur Musik und zur Kunst entsprang: »Auf den Takt legten sie großen Wert. Es mußte militärisch-schneidig und vor allem laut gesungen werden. (…) Unseren frisch-fröhlichen Gesang liebten sie sehr, sie konnten nicht genug davon haben«, erinnert sich der Häftling Karl Röder. Ab 1939 wurden vermehrt Menschen aus angrenzenden, nichtdeutschsprachigen Ländern inhaftiert, die natürlich auch die befohlenen Lieder nicht kannten. Als Konsequenz daraus, dass das Singen beim Marschieren immer schlechter funktionierte, ersannen die SS-Leute das »Strafsingen«, eine Methode, um die Gefangenen weiter seelisch und körperlich schikanieren zu können. War man mit dem beim Marschieren gebotenen Gesang nicht zufrieden, wurde ein weiteres Einüben dieser Lieder nach der Arbeit angeordnet, was nicht nur eine zusätzliche Demütigung, sondern auch den Raub der wertvollen »Freizeit« der Häftlinge bedeutete. Der Überlebende Hans Reichmann betont, dass für so manchen der Kontrast zwischen »diesem Singen und der Stimmung, die es hier hinter dem elektrischen Draht weckte, umlauert von Chorführern, die nur zur gern den Takt mit den Fäusten schlugen«, das »niederdrückendste Erlebnis des Lagers« gewesen sei. Für viele war es auch das letzte Erlebnis. Das abendliche Zwangssingen – also stundenlanges *Brüllen* der eingetrichterten Lieder – führte oft genug zum tödlichen Zusammenbrechen der komplett erschöpften Häftlinge. Was noch nicht das Ende bedeutete, denn »auch die Halbtoten, die am Boden lagen, mußten singen« (Karl Röder). Der Befehl zum Singen diente der Wachmannschaft dabei zum eigenen Amüsement und zur effizienteren Kontrolle der Häftlinge, indem das Singen den Marschrhythmus erbarmungslos vorgab. In dem Maße, indem sich die Vorteile dieser Methode für die SS summierten, potenzierten sich auch die destruktiven Potentiale dieses »Musikspaßes« für die Opfer. Das Singen speziell blödsinniger, ausschließlich deutscher Lieder, entmenschlichte die Häftlinge zusätzlich und zielte als erstes darauf ab, deren Willen zu brechen und ihnen die Identität zu rauben. Denn in vielen Fällen stimmten die SS-Leute das Liedrepertoire auf die jeweilige Häftlingsgruppe, die zu demütigen war, mit spitzfindiger Kunstsinnigkeit ab. So wurden Juden gezwungen, antisemitische Lieder darzubieten, oder Kommunisten wurden bestraft, weil sie das ihnen aufgetragene Kirchenlied nicht vorzutragen wussten. Karl Röder resümiert: »Körperliche Mißhandlung wäre mir lieber gewesen.« Zwangssingen zur Strafe oder als Anlass für Gewalt wurde nun als kollektives Ereignis – heute würde man sagen: Event – beschrieben. Doch ein weiterer Aspekt dieses »musikalischen Sadismus«, und zwar das individuelle Leid, das mit Musik in Zusammenhang stand, muss beschrieben werden. Oft ließen SS-Leute Strafmaßnahmen oder Folterungen durch Gesang begleiten, sei es, um das eigene Vergnügen zu steigern, sei es, um die Demütigung durch überlegte Musikwahl ins Unermessliche zu steigern. Fest steht, dass Musik hier eben nicht nur ein »Begleiter« war, sondern essentieller Faktor, der den physischen und psychischen Schmerz der Betroffenen noch zu steigern vermochte. Der berüchtigte SS-Oberscharführer und Blockführer Wilhelm Schubert (»Pistolen-Schubert«) etwa ließ das Liederüben mit dem sogenannten »Strafsport« verbinden, indem er Häftlinge zwang, die ausgewählten Lieder in der Hocke zu üben. Im KZ Sachsenhausen bekam der Begriff »Sport« eine neue Dimension. Dort hatte man eine Marschstrecke angelegt, die in acht Abschnitte (Wasser, Steine, Beton, Schlamm, …) unterteilt war. Auf dieser Strecke hatten die Mitglieder des berüchtigten »Marschkommando von Sachsenhausen« den ganzen Tag zu marschieren – in den schlimmsten Phasen vierzig Kilometer mit einer Last von fünfzehn Kilogramm. Das Ganze folgte neben der Demütigung dem Zweck, die Qualität der von der Reichsindustrie erzeugten Schuhe zu testen. Dazu wurden, um die Folter für die Häftlinge komplett zu machen, Befehle wie »Hinlegen!«, »Robben«, und eben auch »Singen!« erteilt. Gesungen wurde, wie Milan Kuna überliefert, ohne Unterbrechung bis zur völligen Heiserkeit. Bei der Fuhrwerkskolonne in Buchenwald wiederum, zu der ausnahmslos Juden gehörten, wurden fünfzehn oder mehr Männer an der Stelle von Pferden in Gurte gespannt. Unter Peitschenhieben mussten die »singenden Pferde«, wie sie genannt wurden, nun einen schwerbeladenen Wagen ziehen und dabei singen. Aleksander Kulisiewicz berichtet über die Konsequenzen, die die Verbindung von unmenschlicher Schwerstarbeit und permanentem Singen zeitigte: »Damit sollten Muskeln, Lungen, Brustkorb, Nervensystem und Stimmbänder zugleich kaputt gemacht werden.« Aus Buchenwald ist eine weitere Begebenheit bekannt, die den unermüdlich kreativen Geist der Peiniger beweist: Der lagereigenen Kapelle wurde befohlen, für die »Wiener Juden« einen Walzer von Strauß zu spielen. Die Häftlinge hatten sich anschließend, jeder für sich, solange im Walzertakt um die eigene Achse zu drehen, bis sie der Schwindel packte und sie umfielen; um gleich darauf den Befehl zu erhalten, in der Halbhocke genau nach dem Takt des Walzers wie Frösche herumzuhüpfen. Verstörend ist, dass der Wiener Walzertakt, der im Allgemeinen als eher frei im Tempo beschrieben und mit Leichtigkeit assoziiert wird, sich als totalitäres Kontrollinstrument eignet. Wer dem gemütlichen Takt nicht folgt, wird bestraft. Dass gerade jüdische Berufsmusiker als Musiker schikaniert wurden – nicht nur zu und mit Musik, sondern wirklich in Bezugnahme auf ihren Beruf –, hat mit dem besonderen antisemitischen Ressentiment zu tun, wonach alle Juden musikalisch seien und der deutsche Konzertbetrieb von Juden dominiert werde. Deutsche Musikwissenschaftler der Zwischenkriegszeit haben mit ihren antisemitischen Untersuchungen und Werken ganze Vorarbeit geleistet und das Ressentiment mit vermeintlichen Fakten untermauert. Im Konzentrationslager bot sich nun die willkommene Chance – wie auch die Historikerin Juliane Brauer mutmaßt –, den Juden ihre vermeintliche

Musikalität auszutreiben. Aus den Lagern sind etliche Fälle bekannt, in denen jüdische Opernsänger eine Arie anstimmen mussten, während sie geschlagen oder ermordet wurden.

Zu den unglaublichsten Aspekten des Lageralltags unterm Nationalsozialismus gehört die Geschichte der Häftlingskapellen, die es in fast jedem der größeren Konzentrationslager gegeben hat. Diese Kapellen, deren Besetzungen von einem Trio aus Mandoline, Geige und einem Blasinstrument in Treblinka bis zu einem Symphonieorchester von achtzig Mann in Auschwitz reichten, wurden zu protegierten Statussymbolen für die jeweiligen Kommandanten und SS-Mannschaften. So beschafften die Lagerführer »ihren« Orchestern Noten und Instrumente, verlangten aber im Gegenzug eine Erweiterung des Repertoires. Neben Privatkonzerten für SS-Leute bestanden die Hauptaufgabe dieser Kapellen darin, den Aus- und Einmarsch der Arbeitskolonnen am Lagertor mit pfiffigen Märschen zu begleiten und damit zu kontrollieren. Der Marschrhythmus eignete sich bestens, einen gut koordinierten Bewegungsablauf der Häftlingskolonnen zu garantieren. Die in strenger Ordnung Marschierenden waren so außerdem für die SS leichter abzuzählen. Shirli Gilbert erfasst es genau, wenn sie »helping the operation to run smoothly« als wesentliche Funktion des Orchesters angibt. Die Musik am Lagertor hatte für die SS zudem eine enthemmende Wirkung. Sie förderte die Gewaltbereitschaft bei der Aussonderung völlig entkräfteter Häftlinge, und setzte bei Ausschreitungen die moralischen Hemmschwellen herab. Schließlich unterstützte die deutsche Musik die Täter in ihrem Machtrausch, wie sie die Ohnmacht der Opfer noch unterstrich.

Zum musikalischen Mordsspaß der SS-Verbrecher gehörten auch musikalische Untermalungen von öffentlichen Hinrichtungen. Wurde in diesen Fällen die Musik dazu gebraucht, die Hinrichtungen noch eindrucksvoller zu gestalten, erfüllte sie in anderen als Helfershelferin den Zweck, Massenmorde zu vertuschen. Der beliebte Doppelnutzen von lauter Musik – Übertönen von Leidensschreien oder Schüssen bei gleichzeitiger Ablenkung der Täter von eigenen Verbrechen – kam auf besondere Weise zum Tragen bei der sogenannten »Aktion Erntefest«; ein Tarnname, den als Euphemismus zu bezeichnen eine groteske Verharmlosung wäre. Während dieser Operation wurden die 40.000 verbliebenen Juden des Distrikts Lublin durch Mitglieder der SS und des Reserve-Polizei-Bataillon 101 ermordet. Allein in Majdanek wurden in Gruben, die die Opfer selbst ausheben mussten, 18.000 Juden und Jüdinnen erschossen. Dieser Massenmord war zugleich ein »musikalisches Inferno«. Beim örtlichen Propagandaamt hatte man sich Lautsprecheranlagen ausgeliehen, die an Masten oder Wachtürmen befestigt wurden. Der Lärm aus den Lautsprechern – fröhliche Tanzmusik in voller Lautstärke – übertönte die Schussserien und fungierte gleichzeitig als Stimulus für die Mörder. Als für Massenmorde besonders geeignet wurden martialische Titel oder heitere Tanzmusik empfunden. So ertönten bei der »Aktion Erntefest« in Majdanek aus den Lautsprechern Foxtrotts, Tangos und Walzer, wie etwa der »Tango Milonga« und »An der schönen blauen Donau«. Musik war aber auch Teil jener Inszenierung, mit der die im Vernichtungslager neu Ankommenden über dessen wahren Zweck hinweggetäuscht werden sollten. In Treblinka wurden die Ankommenden mit einem perfekten Täuschungsszenario begrüßt: Die Entladerampe der toten Gleise war dort zu einem Bahnhof mit vielen Schildern und Zugfahrplänen umgebaut worden, um den Eindruck eines Umsteigebahnhofs zu erwecken; und das zehnköpfige Orchester, geleitet vom berühmten Musiker und Häftling Artur Gold, spielte Jazz und »jewish folk tunes«. Auch in anderen Vernichtungszentren mussten die Musikgruppen direkt an den Gleisen spielen, um mit fröhlicher Musik eine Atmosphäre zu erzeugen, die Panik- und Angstgefühle der Ankommenden zerstreuen sollte. Die Musik half dabei, die nervösen »Neuzugänge« zu beruhigen und sie zur problemlosen Kooperation bei ihrer eigenen Vernichtung zu bewegen. Dieser musikalische »Willkommensgruß«, in seiner Wirkung genau kalkuliert, beugte Tumulten oder gar Aufständen vor und garantierte so den reibungslosen Ablauf des Vernichtungsprozesses.

Im Vernichtungslager Sobibór wurden die zur Ermordung bestimmten Juden an der Rampe mit Musik vom Grammophon begrüßt. In Bełżec musste die Kapelle zwischen den Gaskammern und den Grabgruben spielen, wo sie für die musikalische Begleitung der Arbeit des »Sonderkommandos« zu sorgen hatte. Diese Musik musste den Mitgliedern des Sonderkommandos als eine besondere Art psychischer Folter erschienen sein: Die unvorstellbare Arbeit im Lager, so die Musikwissenschafterin Annkathrin Dahm, sei nur durch Abstumpfung



Ein Häftlingsorchester. Zeichnung von Mieczysław Kościelniak

und Verdrängung zu ertragen gewesen, während die Musik der Kapelle diese Mechanismen des Selbstschutzes zu überwinden imstande gewesen sei.

In den Vernichtungslagern konnten die SS-Schergen, wenn sie darauf Lust hatten, beliebig Musiker für Privatkonzerte rekrutieren, da sich in den ständig eintreffenden Transporten viele, auch professionelle und berühmte Künstler befanden. Für die Auserwählten konnte das Schutz und Privilegien bedeuten, die aber meist nicht lange währten.

Musik war integraler Bestandteil der tödlichen Rationalität, des »geometrisch konzipierten Irrsinns« (Primo Levi) des Lagers. Sie war Kontrollinstrument, Quelle des Amüsements und Ablenkung für die Henker, Mittel zur Täuschung der Außenstehenden sowie der Opfer über ihr Schicksal. Neben diesen Tatsachen, die sich bestenfalls aufschreiben, auflisten, nie aber wahrhaft verstehen lassen, verdient eine weitere Facette Beachtung, die noch weiter reicht. Shirli Gilbert verweist in ihrer Studie »Music in the Holocaust« auf das Argument des britischen Historikers Michael Burleigh, wonach man im Dritten Reich besorgt war, dass die SS-Mörder nicht zu weit vom Pfad des menschlichen Anstandes abweichen, »they were not to walk on the wild side.« Es sei viel eher darum gegangen, selektive Unabhängigkeit von Moral zu installieren, als halbmenschliche Raubtiere zu entfesseln. Obwohl von ihnen erwartet wurde, abnorme Dinge zu tun, sollten sie dennoch so »normal« wie möglich bleiben. Ein Baustein in diesem komplizierten psychologischen Mosaik ist der Umstand, dass sich die SS-Täter in einzelnen Aspekten des Lagerlebens, etwa im gutmütigen Umgang mit ihren Familien, die meist im Areal wohnten, ihren »Anstand« bewahren konnten. Die Historikerin Karin Orth bestätigt, dass sich »anständiges« Verhalten und Massenmord nicht widersprachen, sondern in einer untrennbaren Wechselbeziehung standen. An diesem Mechanismus hatte auch Musik ihren Anteil, die die Täter einerseits dazu nutzen konnten, sich von ihren Taten abzulenken, und andererseits dazu, ebendiese trotz allen Widersprüchen unter ein kultiviertes, »zivilisiertes« Paradigma zu setzen. Lauschte man den Klängen des Orchesters, das im besten Falle exquisite deutsche Literatur zum Besten gab, vielleicht in Begleitung des eigenen Vorgesetzten, gar der eigenen Ehefrau, dann war – bis auf die Millionen Toten – die Lagerarbeit wie ein Besuch im Konzerthaus; nur am Rande gestört von schwerer Arbeit, die doch letztlich auch nur Dienst an jenem Volke war, das diese großartige Kultur hervorgebracht hatte. Der nationalsozialistischen Logik nach ist es kein Widerspruch, in Auschwitz die besten Symphonien Beethovens spielen zu lassen. Konzentrations- und Vernichtungslager wurden in Sternstunden der Kultur zu Konzerthäusern umfunktioniert. Das Verhältnis der Täter zu Musik war dabei kein zynisches im eigentlichen Sinne, es blieb stets aufrichtig kunstaffin und schönheitsliebend. Dass die Täter diese als Folterinstrument und für anderen Mordsspaß benutzten, änderte weder etwas an der Liebe zur ihr, noch an dem Glauben an sie als das höchste Kulturgut des Volkes. Was sie die Geschundenen auch spüren ließen: Das Extrakonzert, das die Verantwortlichen kurz vor der Evakuierung von Auschwitz für das Häftlings-Sonderkommando ansetzten – jenes Kommando, das mit der Ermordung der Juden und der Beseitigung ihrer Leichen befasst war –, empfanden die Glücklichen wohl als vieles, nicht aber als Geschenk. Szymon Laks, der Dirigent des Orchesters, erinnert sich: »Wir gehen dorthin, um diejenigen zu unterhalten, die die anderen vergasen. (…) Das Sonderkommando hat das Seine getan, das Sonderkommando darf abrücken. Und kann es ein angenehmeres Abrücken geben als zu Klängen der Musik? Für Deutsche nicht. Daher kommt die Verwaltung auf die Idee des Sonderkonzertes für das Sonderkommando.« Schenkt man Wolfgang Pohrts Überlegungen Glauben, bringt die Erforschung der *Kultur im Extremfall* mit sich, der Wahrheit über diese *Kultur im Normalfall* eine Spur näher zu kommen. Was sagt es über Musik aus, wenn sie sich zum Folterinstrument, zum Vehikel von Demütigung und Schikane befördern lässt; was, wenn sie sich dafür sogar bedankt, indem sie nichts an Herrlichkeit einbüßt? Die Drecksarbeit bestätigte sie nur in ihrem Glanz. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass der Extremfall vom Normalfall nicht mehr zu unterscheiden ist, denn der Dienst, nein: das Geschäft der Kultur, das sie an der Menschheit verrichtet, bleibt das immergleiche, Untermalung und Ablenkung. Dass Kultur nach Auschwitz blieb, was sie immer sein wird – die Kratzer, die sie sich zuzog, sorgen bloß für geschmeidige realness – könnte denkende Menschen auf dumme Gedanken bringen, etwa, dass Kultur ohne den Vorwurf der Kulturlosigkeit, und umgekehrt, moderne Barbarei ohne rechtfertigende Kultur nicht zu haben sind. Bevor dieser Gedanke aber formuliert ist, wird ein für alle Mal reiner Tisch gemacht. Schon werden das Überleben der Kultur als Beweis für ihre Großartigkeit und diese als Beweis für die Schuldlosigkeit ihrer Schöpfer herausposaunt. In Mauthausen wurden die Häftlinge unter anderem mit Beethovens Symphonien als Begleitung zum Terror schikaniert. Ganz dieser Tradition verpflichtet, führten die Wiener Philharmoniker bei einer Gedenkveranstaltung im Jahre 2000, die direkt im Mauthausener Steinbruch stattfand, als Andenken an die Opfer Beethovens Neunte auf. *Damen und Herren! Sechs Millionen mögen gestorben sein. Aber etwas viel Größeres, die Kultur, hat sie überlebt…!*

Paul Schuberth lebt als Musiker in Linz. Soeben stellte er eine längere Arbeit zum Thema »Musik im Konzentrationslager« fertig.

Michael Gielen und das »Unechte« bei Mahler

Anstelle eines Nachrufs. Von *Gerhard Scheit.*

Michael Gielen starb am 8. März 2019 in seinem Haus am Mondsee. Geboren 1927 in Dresden als Sohn des Regisseurs und Theaterdirektors Josef Gielen und der Schauspielerin Rose Gielen, Schwester des Pianisten und Schönbergschülers Eduard Steuermann. Die Familie flüchtet 1933 zunächst nach Wien, dann nach Argentinien. 22 Jahre alt führt Gielen das gesamte Klavierwerk von Schönberg auf, mit dessen Kreis er nicht nur durch »Onkel Eduard«, sondern auch seine Klavierlehrerinnen Olga Novakovic und Rita Kurzmann-Leuchter sowie den Kompositionslehrer Josef Polnauer verbunden ist; später sollte die Bekanntschaft mit Adorno und dessen Schriften hinzukommen (Adorno wiederum hat sich für ihn als Dirigenten eingesetzt). 1950 nach Wien zurückgekehrt ist er zunächst Korrepetitor an der Staatsoper, danach Chefdirigent in Stockholm, Brüssel und Amsterdam. Zur wichtigsten Station wird jedoch Frankfurt am Main, wo er ab 1977 ein Jahrzehnt die Oper leitet. Legendär mittlerweile auch seine daran anschließende Zeit als Chefdirigent des SWR Sinfonieorchester Baden-Baden (und Freiburg). Gielen betrachtete allerdings stets das eigene Komponieren keineswegs als Nebenbeschäftigung, sondern als den »Teil« seiner Tätigkeit, der ihm »der wichtigste« war. Zu diesen Kompositionen siehe vor allem seine 2005 erschienenen Erinnerungen: »Unbedingt Musik«, die zudem wie der Band »Mahler im Gespräch« von 2002 – aus dem im Folgenden zitiert wird – ungemein wichtige Einsichten insbesondere zu Mahler und zur Wiener Schule enthalten.

Im 1. Satz der Vierten Mahler enden die Exposition und in erweiterter Form die Reprise mit einer Passage, der Mahler beim ersten Mal die Vortragsbezeichnung »Wieder sehr ruhig und etwas zurückhaltend« gegeben hat. In Gielens Interpretation wird sie zu einer Art Traumdeutung. Tatsächlich gab es davor die Angabe »ruhig« in dem Satz noch gar nicht, sondern nur »Bedächtig, nicht eilen«, »Recht gemächlich«, »Breit gesungen«, »Plötzlich langsam und bedächtig« – mit ihrer z.T. ironischen Konnotation verraten sie schon etwas von dem, was Adorno gerade an der Vierten so sehr schätzte: das Uneigentliche als Ausdruck musikalischer Wahrheit, »ein Als-ob von der ersten bis zur letzten Note«; oder wie Michael Gielen sagt: das »Unechte«. Es beginnt in den ersten Takten: während Schelle und Flöten streng den Takt vorgeben, sollen Klarinetten am Ende ihrer Sechszehntelfigur und Geigen beim Beginn des Hauptthemas retardieren; letztere mit der ersten Auftaktnote beim Einsatz zwar nicht zögern, aber schon bei der zweiten Note – als typisch wienerischen Dialekt sozusagen – im Tempo »zurückhaltend«, um von der dritten zur nächsten ein Glissando zu machen. Zum ersten Mal, so Gielen, seien hier in der Praxis von Mahler verschiedene Tempi gleichzeitig da. Der Anfang eines Hauptthemas mit Ritardando und zugleich Nicht-Ritardando: das habe es bis dahin nirgendwo sonst in der sogenannten klassischen Musik gegeben: »Es ist ein aleatorisches Moment des Durcheinanders«. Kein Mensch wisse, »was das denn ist: weil eben die einen im Tempo weiterspielen und die anderen retardieren.«

Auf diese Weise verfremdet Mahler den österreichischen Dialekt, stellt ihn sozusagen aus oder führt ihn vor. Im Ton größtmöglicher Harmlosigkeit mit Glöckchen wie Schlitten-, Narren- oder Kinderschellen erfolgt die Tempo-Irritation, und Gielens Einspielung des Werks mit dem SWR-Orchester von 1988 widmet ihr die denkbar größte Aufmerksamkeit. Selbst die außergewöhnliche Aufnahme von Jascha Horenstein von 1970 mit dem London Philharmonic Orchestra, die in der Ausformung der kammermusikalischen Faktur und mit ihrem Sinn für die heterogenen Momente in den kleinsten Nuancen Gielens Aufnahme an die Seite gestellt werden kann (was die Subtilität des Rubatos und die Durchsichtigkeit des Klangs an bestimmten Stellen im zweiten und dritten Satz betrifft, über sie sogar hinausgeht), zeigt hier eine Schwäche: In den ersten Takten bleiben die Flöten und Schellen gerade nicht streng im Takt, sondern retardieren wie Klarinetten und Geigen, sodass die Verfremdung des wienerischen Klischees abgemildert wird. In der Live-Aufnahme von Willem Mengelberg von 1939 findet sich indessen eine merkwürdige Verschiebung: Auch bei ihm geben Schellen und Flöten im Tempo nach, aber um den Gegensatz zum Auftakt der Geigen zu wahren, wird eben dieser Beginn des Hauptthemas mit unerhörtem Rubato noch viel, viel langsamer gespielt – wodurch hier allerdings das Wiener Idiom kaum mehr kenntlich ist –, um dann sofort energisch zu beschleunigen, zu einem Tempo jedoch, das gar nicht mehr bedächtig und gemächlich genannt werden kann.

Bild: SWR/Jacques Lévesque

Michael Gielen 2002

Die ganze sich anschließende Exposition ist scheinbar sehr konventionell nach dem Schema der Sonatenhauptsatzform komponiert, dem bedächtigen Hauptthemensatz in der Grundtonart G-Dur folgt der Übergang in die Tonart der Dominate D-Dur und das »breit gesungene«, in Sextintervallen schwelgende Seitenthema in den Violoncelli, das darin gar nicht ruhig ist und zurückhaltend, fast glaubt man schon, alle Verfremdung und Irritation sei nun doch glücklich vergessen, doch wird das Thema allmählich ausgedünnt und – »plötzlich langsam und bedächtig«, nur von Oboe und Fagott gespielt – watschelt gleichsam ein armseliges Sechzehntel-Achtelmotiv-Motiv unangebracht in die romantische Szene hinein und zerstört sie ganz. Bei der Wiederholung der Exposition fehlt dann das Seitenthema, stattdessen wird der Übergang, der eigentlich zu diesem führen sollte, unvermittelt von jener Passage des »Wieder sehr ruhig und etwas zurückhaltend« unterbrochen – in der also etwas wiederkehrt, was eigentlich noch gar nicht da war. Bei Gielen mehr als bei jedem anderen Dirigenten erscheint es hier, als ob die Musik in Schlaf versetzt wird: wie in Zeitlupe gedehnt und insofern ausdruckslos ihre Bewegungen – mitten darin aber ein einziges Motiv, das im Gegenteil »expressiv« hervortreten soll. Gleichförmig Ausdrucksloses und expressiv Hervortretendes zugleich. Surreal kann es insofern vielleicht genannt werden, als man das hervortretende Motiv bereits am Ende des Hauptsatzes der Exposition gehört hatte, aber in Gestalt einer beiläufigen Figur in der Begleitung: Dort war es ein munter unbeschwertes und tänzerisches, mit seinem Nonenintervall etwas alpenländisch gefärbtes, jodlerähnliches Motiv gewesen, das dann beim Übergang zur D-Dur des Seitensatzes, an der Stelle, an der man seine Wiederholung erwartet hatte, auch schon verschluckt wurde. Nun aber zeigt es sich ausgebreitet in der völlig veränderten Umgebung: vor dem Hintergrund des zurückgehaltenen Ausdrucks, selbst vollkommen verändert. Mit seinem Nonenintervall, und insbesondere in den Celli, erinnert es von fern her zwar an die Sextenseligkeit des Seitenthemas, doch wenn dieses Thema in der Dominanttonart bereits wie eine Erfüllung klingen wollte, so wird jetzt das Nonenintervall des einst alpenländisch getönten Motivs gerade in der Grundtonart zu einem Unerfüllten, zu einer bloßen Sehnsucht, deren Ausdruck deshalb zwar durch eine Aufwärtsbewegung drängender, aber zugleich durchs Diminuendo immer leiser und zurückhaltender wird – und allmählich ganz verschwindet. Die Durchführung beginnt in diesem Moment und erzählt, warum. In den Worten von Gielen: Mahler zieht »dem Hörer den Boden unter den Füßen« weg, »und plötzlich zappelt man in der Luft herum«. Wenn man den Bass »überhaupt wahrnimmt, dann ist er thematisch, nie nimmt man ihn als reine Baßfunktion wahr in der ganzen Durchführung. Man ist gewohnt, daß das Fundament dauernd das Ganze trägt, plötzlich aber gibt's kein Fundament. Das ist eine kompositorische Strategie von größter Tragweite.« So sieht Gielen diese ums Fundament gebrachte Durchführung als Voraussetzung des 2. Satzes, der dann durch seine plötzlich entfaltete Polyphonie einzigartig hervorsticht.

Im Scherzo der Fünften wird Mahler abermals und sehr ähnlich wie in der Vierten am Ende der Exposition aus einer ephemeren, kaum wahrzunehmenden Figur eines Übergangs ein Thema machen, das schließlich den ganzen Charakter des Satzes verändert: Ein Vermittelndes tritt plötzlich als Unvermitteltes (in Gestalt eines Hornsolos) aus einem scheinbar geschlossenen Zusammenhang hervor, als Nichtidentisches Ausdruck äußerster Einsamkeit, dem dann eine an jüdische Traditionen erinnernde, tänzerische Sequenz Antwort zu geben sucht. Dieser Satz gilt nun gemeinhin als der erste polyphone von Mahler, was Gielen mit Hinweis auf die Vierte – und ohne damit die Bedeutung des späteren Scherzos zu schmälern – zu Recht bestreitet. Im Allgemeinen wird nämlich die Vierte den frühen »Wunderhorn-Symphonien« zugerechnet, weil sie ebenfalls noch, was das Themenmaterial betrifft, mit Mahlers Liedern nach Texten aus des Knaben Wunderhorn korrespondiert, ihr letzter Satz selbst aus einem solchen Lied besteht. Wer jedoch Gielens Interpretation hört, weiß, dass die Vierte von Mahlers späteren Werken am wenigsten getrennt werden kann. Sie demonstriert, wie die Polyphonie des 2. Satzes sich bereits im 1., so harmlos erscheinenden Satz vorbereitet und zwar in jener Gleichzeitigkeit verschiedener Tempi und gegensätzlicher Ausdruckscharaktere, die – bei allen hier für Mahler'sche Verhältnisse vergleichsweise geringen Anforderungen ans Orchester – jeden Dirigenten mit Problemen konfrontiert, die es in vorangegangener Musik noch gar nicht gab.

Die Polyphonie, der solchermaßen schon im dritten Takt des ersten Satzes und in der Passage am Ende von Exposition und Reprise vorgearbeitet wird, entfaltet Mahler im strengen Sinn freilich erst im 2. Satz der Vierten – dem »ersten polyphon gedachten Scherzo-Satz bei Mahler«, wie Gielen festhält: die avancierteste Musik, die Mahler bis dahin geschrieben hatte.

So vielfältig, verwickelt und doch offen sind die Fragen, die von musikalischer Interpretation aufgeworfen werden, und sie stellen sich bei jeder Aufführung neu – so wie jede neue Aufführung der Vierten, wenn sie wirklich auf das Werk sich einlässt, an die Kunst Michael Gielens erinnern wird.

Von Gerhard Scheit erschien vor kurzem das Buch »Jargon der Demokratie« im Verlag ça ira, Freiburg. www.ca-ira.net

Die Stadtwerkstatt wurde mit Mail Art von Hermann Gruber besendet. Mit besten Grüßen aus der Redaktion.

Jura Soyfer und der heutige Aufstieg der Rechten

Zum 80. Todesjahr Jura Soyfers schreibt *Herbert Arlt* über den bis heute zu wenig beachteten Autor und die Aktualität seiner Texte.

Die Sprache des Nationalsozialismus ist ihnen in Österreich verboten, nicht aber die Sprache der heutigen Massenmörder und des Faschismus. Fallweise wird auch immer noch die *Lingua Tertii Imperii* (Viktor Klemperer: Sprache des Dritten Reiches) verwendet. Und Jura Soyfer war und ist ihr bedeutender Kritiker.

Vor 80 Jahren starb Jura Soyfer am 16. Februar 1939 im Konzentrationslager Buchenwald. Was Mut macht, ist seine Lebendigkeit. Bis heute ist er in über 50 Sprachen übersetzt. Mit ihm verbunden ist die Verwendung des Internets in einem demokratischen Sinn. Weltweit gab und gibt es Theateraufführungen seiner Stücke. Seine Gedichte spielen zum Beispiel im arabischen Raum heute eine besondere Rolle.

Bedauerlich ist, dass seine Kritik aktuell geblieben ist und es bisher wieder nicht verstanden wird, die Rechten in die Bedeutungslosigkeit zu schicken, gerade weil Soyfer nicht der Platz eingeräumt wird, der ihm gebührt.

Er wird auf eine »Rasse« reduziert, obwohl er sich selbst in Auseinandersetzungen mit den weltbürgerlichen Leistungen diverser Juden in der Tageszeitung »Wiener Tag« nach dem Februar 1934 als Internationalist verstand. Es wird versucht, seine spezifische Stellung im österreichischen Widerstand gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus umzudeuten, weil das Gedenken an die Opfer im Mittelpunkt gerade der Täter steht, nicht die Erinnerung an den Widerstand. Die Aufführungen werden ideologisch strukturiert, anstatt die Bedeutung seiner Kunst auf den Bühnen wirksam werden zu lassen.

Gerade im Angesicht der rechten Vorbereitungen zur »Machtergreifung« möchte ich daher folgende Elemente hervorheben, die die grundsätzliche Bedeutung seines literarischen Werkes beispielhaft zeigen:

»Wir sind die Nummer im Katasterblatt«

Das ist eine Verszeile aus dem »Lied des einfachen Menschen« von Jura Soyfer. Das Stück »Pinguine«, in dem das Lied Teil war, konnte bisher nicht aufgefunden werden. Aber allein das Interesse daran verweist auf die Antinumerik als grundlegendes Element kultureller Prozesse.
Den Menschen zu einer Nummer zu machen, ist ein wesentliches Merkmal von rechter Politik. In diesem Sinne ist die heutige gesellschaftsrelevante Digitalisierung im großen Stil im Kern nichts anderes als eine Herabsetzung des Menschen, deren dehumanisierende Formen seit Jahrtausenden bekannt sind.
Die Menschen als Nummern in Gefängnissen und Konzentrationslagern sind bekanntlich nichts Neues. Ihre millionenhafte industrielle Vernichtung in der Zeit des Nationalsozialismus schon.
Digitalisierung heute bedeutet nicht nur andere Möglichkeiten der Öffentlichkeit, es bedeutet mehr und mehr automatisierte Bürokratisierung.
Bei Soyfer aber ist der Mensch nicht schwarz oder weiß, nicht 0 oder 1. Bei Soyfer heißt es: »Auf ja und nein ist der Mensch da«.
Das ist auch der Ansatz der Kunst, der Ansatz für die Freiheit der Kunst. Das ist die Basis für menschliche Freiheit.
Und dass 0 auch 1 sein kann, ist ein Prinzip der Quantentechnologie. Erkenntnisse als Erkenntnisse, die sich per se gegen Unterdrückung, Militarismus wenden.

Maschinen

Im Mittelpunkt des Soyferschen Stückes »Der Lechner Edi« stehen der Arbeitslose *Lechner Edi*, seine Freundin *Fritzi* und ein Roboter. In diesem Stück wird das zum Ausdruck gebracht, was im Mittelpunkt der Digitalisierung im Sinne einer sozialen Demokratie zu stehen hätte: dass es auf den Menschen ankommt. Das wird zwar immer wieder so gesagt, in Wirklichkeit aber das Gegenteil gemacht. Es wird vor allem in Europa, der Russischen Föderation und China etc. versucht, die analoge Welt in die digitale Welt zu transferieren, um tradierte Machtstrukturen zu erhalten.
Soyfers Dichtung zeigt aber immer wieder, welche Grenzen die Technik hat. In seinem literarischen Werk ist die Technik ein Mittel, ein Instrument. Ihre Möglichkeiten liegen in ihrer Anwendung durch Menschen.
Bereits im literarischen Werk von Soyfer eröffnet sie Möglichkeiten, die einmalig sind. Zum Beispiel im Bereich Technik und Kommunikation im Stück »Der Weltuntergang«:

Von den neunundneunzig Rändern
Dieser kugelrunden Erde
Flitzen flink aus tausend Sendern
Die Berichte. –
Durch die zarten, blitzend harten
Kupfernerven dieser Erde
Surrt die Weltgeschichte.

Das war noch nicht das Internet, sondern der Telegraph. Aber die Grenzen der Technik sind die Menschen, die sie erfinden, sie verwenden. Das steht diametral gegen die faschistische Ästhetik und den heutigen »Futurismus«. Dieser »Futurismus« drückt nichts anderes aus als die Hässlichkeit der Klassenherrschaft in einem anderen Gewand.
Aber im 21. Jahrhundert versteckt sich die Maschine nicht hinter Menschen, sondern die Hässlichkeit der Macht hinter Maschinen, »magischen« Wörtern wie Digitalisierung. Es werden keine Götternamen für Autos mehr verwendet, sondern die Anhäufung des Kapitals wird selbst zum »Goldenen Kalb«.
Es ist diese Nicht-Menschlichkeit, gegen die nach Jura Soyfer Bündnisse geknüpft werden müssen. Denn die Natur als Natur wird nicht vernichtet werden können, die Menschen aber schon. Soyfer hat versucht, dies in seinem Stück »Der Weltuntergang« darzustellen.

»Astoria«

Am 11.5.2019 hatte im Landestheater Innsbruck das Soyfer'sche Stück »Astoria« Premiere. Das ist das Stück über Faschismus und Kommunikation. Eines Tages wird es vielleicht in seiner sprachlichen Polyphonie den Weg auf die Bühne des Burgtheaters finden. Andere große Theater haben es bereits gespielt. Zum Beispiel das Badische Staatstheater in Karlsruhe in der Inszenierung von Walter Weyers. Wilhelm Zobl hat das Stück »Der Weltuntergang« in Form einer Oper auf die Bühne gebracht. Die »Schmetterlinge« haben ein breites Publikum für Soyfer'sche Gedichte gewonnen.
Wesentlich an dem Stück »Astoria« ist, dass es zeigt, dass das Aussprechen der Wahrheit allein noch nicht zum politischen Sturz der Lügner führt. Vielmehr bekennen die Gewalttäter sich zur Lüge. Trump zum Beispiel scheint diese *astorianische* Ästhetik studiert zu haben. Er ist der Numeriker, der auf Gewalt setzt.
Aber auch in Österreich ist heute evident, dass H.C. Strache ein Neonazi war, auch wenn er es bestreitet. Aber er bekennt sich nun offen zu einer Sprache, die auch heutige Massenmörder verwenden. Er verteidigt sie. Und es ist evident, dass es nicht um Sprachspiele geht, sondern um die Vorbereitung von Bürgerkrieg und Krieg. Daher kommt es nicht nur darauf an, auf die Wörter zu schauen, sondern vor allem auf die Taten: zum Beispiel auf die Durchdringung des Staatsapparates in Österreich durch Österreichfeinde, die auf die alten Formen der Gewalt- und Kriegspropaganda zurückgreifen. Und diese sind – wie Soyfer hervorragend zeigte – kulturelle Konstruktionen.

Soyfer zeigt in »Astoria« zentrale Elemente der faschistischen Propaganda. Er zeigt die Funktionsweise der Lügen. Aber seine Figuren imaginieren auch Traumwelten, so wie »Massenkulturen« von »magischen« Welten, Traumwelten beherrscht werden. Es kommt Soyfer darauf an, zu zeigen, in welchem Fall ein Traum humanen Charakter hat und in welchem Fall er faschistisch, antihuman wird.
Sein Stück Astoria endet damit, gemeinsam ein Lied zu singen.
Das hat Bühnentradition, aber es verweist auch auf die Bedeutung der Künste in gesellschaftlichen Prozessen.

Poesie, einem breiten Publikum **Wissenschaft**

Gegen Faschismus, Nationalsozialismus zu sein, bedeutet daher nicht einfach, deren Dummheit, deren Sprache, deren Nummernwelt etc. zu kritisieren, sondern Kunst als Kunst ist zum Beispiel ein Widerstandsprogramm. Wissenschaft als Wissenschaft stellt den Kontrast zur Welt der Lügen dar.
Es geht nicht nur um Wörter, Sätze. Es geht um ein gesellschaftliches Programm. Soyfer hat das erkannt. Das ist einer der Gründe, weshalb es dieses weltweite Interesse an ihm gibt. Und er hat erkannt, dass im Zentrum nicht die Machtspiele stehen.
Die Welt der Machtspiele ist die Welt der Inseratenbezahler. In der realen Welt aber hat anderes eine Bedeutung: der Arbeitslose Lechner Edi ebenso wie die Theorien von Albert Einstein, die beide und vieles mehr in Soyfers Stücken eine Rolle spielen.
In der gesellschaftlichen Wirklichkeit hat die Entdeckung des Eisens, der Kartoffeln, des Mais etc. eine größere Bedeutung als alle Herrscher. Daher ist der Kampf um »die Geschichte« für die Herrscher auch nicht wirklich zu gewinnen. Es geht – wie im Fall des »Hauses der Geschichte Österreich« in Wien – auch nicht um Geschichte, sondern um die Organisierung des Vergessens.

Die vorhersehbare Niederlage der Rechten

Wie immer sich die Auseinandersetzungen nun entwickeln werden: Soyfer wusste, dass die Anti-Humanen verlieren werden. Historisch gesehen haben sie immer verloren. Auch die gegenwärtige Rechtsregierung ist gescheitert – sogar nach kürzester Zeit. Und nach der Niederlage versuchen sie, die Erinnerung zu löschen. Sie wollen nicht, dass ihrer Anti-Humanität gedacht wird. Und damit wollen sie auch nicht, dass ihrer selbst gedacht wird.
Soyfer hat über diese »Gespenster« geschrieben. Sein Stück »Vineta« ist ein Stück über die Vergessenden. Und Jahrzehnte wurde nicht nur in Österreich versucht, das Vergessen bezüglich des Austrofaschismus bzw. des Nationalsozialismus zu steuern.
Aber auch wenn Soyfer mit 26 Jahren im Konzentrationslager Buchenwald verstarb, so gibt es doch die Erinnerung an ihn: Vereine, Theater, Hörsäle, Straßen etc., die nach ihm benannt sind. Vor allem aber gibt es seine Texte. Und es gibt vor allem Menschen, für die seine Lieder, Stücke, Prosatexte etc. heute eine Bedeutung haben.
In seinem Dachaulied heißt es:

Hell wird uns die Freiheit lachen,
Schaffen heißt's mit großem Mut.
Und die Arbeit, die wir machen.
Diese Arbeit, sie wird gut.

Freilich sollte auch allen bewusst sein, dass diese Niederlage der Rechten nicht automatisch der Fall sein wird. Es wird darauf ankommen, sie herbeizuführen. Und zwar bevor es den Rechten gelingt, Gewalt zu entfesseln.
Wichtig ist zu verstehen, dass dies ein kultureller Prozess sein muss.
Die Erfolge des »roten Wien«, der Kreisky'schen Reformen haben dies gezeigt.
Und im Sinne Soyfers wird es darauf ankommen zu verstehen, dass es um Menschen in ihrer Widersprüchlichkeit, um Menschenrechte gehen wird. Und gerade in diesem Sinne wird es um ein Friedensprojekt gehen.

Herbert Arlt ist Kulturwissenschaftler und Vorsitzender der Jura Soyfer Gesellschaft. www.arltherbert.at, www.soyfer.at

Das Denkmal für Wehrmachtsdeserteure in Goldegg

Der Historiker *Michael Mooslechner* über das Denkmal in Goldegg, dessen historischen Hintergrund und Konflikte bei der Errichtung.

In der Salzburger Gemeinde Goldegg ist am 8. August 2014 erstmals in Österreich ein Gedenkstein für Wehrmachtsdeserteure errichtet worden. Der feierlichen Zeremonie war ein hart geführter Streit um den Standort vorausgegangen. Nach dem Willen der Stifterin des Denkmals, Frau Brigitte Höfert, hätte die Verlegung der schlichten Steinplatte bereits am 2. Juli 2014 geschehen sollen, exakt 70 Jahre nach der brutalen Zerschlagung einer Gruppe von Kriegsdienstverweigerern im Ortsteil Weng durch SS- und Gestapo-Einheiten im Juli 1944. Frau Höfert ist die Tochter des Wehrmachtsdeserteurs Karl Rupitsch. Nach dem »Sturm« auf Goldegg-Weng war Rupitsch am 8. Oktober 1944 gemeinsam mit einigen seiner Gefährten und Unterstützer im KZ Mauthausen erhängt worden. Der Gedenkstein sollte ihrem Vater, seinen Kameraden und den bis heute verfemten Opfern eine bleibende Erinnerungsstätte sein. Widerstand aus Gemeinde und Kulturverein verhinderten die Verlegung am Jahrestag.

Frau Höfert, die das Denkmal aus der eigenen Tasche und mit Spenden finanzieren wollte, hatte den Salzburger Bildhauer Anton Thuswaldner für die Gestaltung der Gedenkstätte gewonnen. Dieser schlug vor, im Hof des örtlichen Schlosses eine Steinplatte mit den Namen der 14 Opfer der NS-Razzia zu verlegen. Das Schloss ist das historische Zentrum Goldeggs und wird durch einen regen Kulturverein ganzjährig mit Veranstaltungen und Seminaren belebt. Der Stein sollte schlicht, im Stil eines antiken Epitaphs gestaltet werden, ohne politische Parolen, nur mit den Namen der Toten und dem Ort, an dem sie vom NS-Regime ermordet worden waren.



Der geschmückte Gedenkstein von Goldegg am 8. August 2014, dem Tag seiner Verlegung. Für viele Angehörige stellt er den einzigen Ort dar, an dem sie ihrer Lieben gedenken können. Das nationalsozialistische Regime verweigerte den Opfern der Verfolgung gezielt eine Grabstätte. Am 24. Oktober 2014 wurde auch am Ballhausplatz in Wien ein Denkmal für die Verfolgten der NS-Militärjustiz eröffnet.

Bürgermeister und Kulturfunktionäre liefen gegen den Standort Sturm. Wenn, dann sollte ein Denkmal »am Ort des Geschehens«, in der erst 1939 der Gemeinde zwangsweise einverleibten ehemaligen Kleingemeinde Weng errichtet werden. Einige, so etwa der Ortspfarrer meinten, das Denkmal sollte keine Namen enthalten, denn die Wehrmachtsdeserteure hätten durch ihren Ungehorsam das NS-Regime provoziert und die daraus resultierenden Verfolgungshandlungen von SS und Gestapo großes Leid über ihre Familien gebracht. Noch skurrilere Einwände waren zu hören: Die Gedenktafel würde schlechtes Karma in das Renaissanceschloss bringen, Besucher und Seminarteilnehmer würden ausbleiben. Schließlich der Klassiker aller Standortdebatten für NS-Gedenkstätten: Man ließe sich »von außen« nicht vorschreiben, wie und wo in Goldegg der tragischen Ereignisse gedacht werden soll. Dabei hatte die Gemeinde seit 1945 Jahrzehnte Zeit gehabt, selbst ein bleibendes Erinnerungszeichen an die Opfer des 2. Juli 1944 zu errichten.

Am Höhepunkt der im Frühsommer 2014 in den landesweiten Medien geführten Debatte hatten die Stifterin Brigitte Höfert und ihre kleine Unterstützergemeinde bereits die Hoffnung verloren, dass der Gedenkstein verlegt werden würde können. In dieser kritischen Phase meldete sich der Obmann der Salzburger Gebietskrankenkasse, Andreas Huss. Er könne anbieten, dass der Gedenkstein auf der Liegenschaft der der SGKK beim Erholungsheim Goldegg zumindest vorübergehend eine Heimstatt finden kann. Auch die Gremien der Salzburger Gebietskrankenkasse segneten fraktionsübergreifend diese geschichtspolitische Geste ab.

Historischer Hintergrund

Die Wehrmachtsdeserteure von Goldegg-Weng waren Bauern oder Bauernsöhne, die sich in der abgelegenen Gegend zwischen Mühlbach, Goldegg, Dienten und Taxenbach ab Herbst 1943 versteckt hielten. Eine Zentralfigur dabei war Karl Rupitsch. Dieser hatte 1936, nach dem Tod seiner Frau, den Bergbauernhof »Pauss« in Mühlbach verkauft und war in die Nachbargemeinde Weng übersiedelt. Der junge Witwer Rupitsch war zu diesem Zeitpunkt 26 Jahre alt. Im Herbst 1943 wurde er wegen des Verkaufs von schwarz geschlachtetem Fleisch verhaftet und in das Polizeigefängnis St. Johann im Pongau überstellt. Seine Fleischabnehmer um den NS-Gegner Kaspar Wind befreiten ihn unter Mithilfe der Kerkermeisterin Anna Wimpissinger. Sie brachten ihn auf der Ladefläche eines LKWs zur befreundeten Bauernfamilie Oblasser nach Taxenbach.

Die Behörden setzten Rupitsch nach seiner Flucht mit einem Einberufungsbefehl unter Druck. Rupitsch ignorierte diesen und versteckte sich in Weng, mittlerweile ein Ortsteil von Goldegg. Dort lebte seine Freundin, die Bauerntochter Elisabeth Hochleitner. Sie war von ihm schwanger. In ihrer Familie am Unterdorfgut und beim Irrsteingut des Pächters August Egger verbrachte Rupitsch die ersten Wochen nach der Flucht. Rupitsch begann bald darauf, Wehrmachtssoldaten des Dorfes zu überreden, sich ihm anzuschließen und nach Front- oder Genesungsurlauben nicht mehr zur Truppe zurückzukehren.
Nur ein Deserteur überlebte die Razzia im Juli 1944. Deshalb stammen die Informationen einerseits von Betroffenen, die im Jänner 1980 vom Autor interviewt wurden, und andererseits aus Zeugenbefragungen der KZ-Überlebenden in den ersten Nachkriegsjahren.

In der Zeit bis zum Juli 1944 haben sich Rupitsch folgende Personen angeschlossen: Georg Kössner, Richard Pfeiffenberger, Peter Ottino, und Franz Unterkirchner. Die Deserteure unterhielten in Zusammenarbeit mit der Gruppe um Wind in St. Johann/Pg. einen Warndienst. Der Gendarm Wilhelm Anderle gab Informationen über geplante Fahndungsaktionen weiter. In diesem Falle zogen sich die »Fahnenflüchtigen« in das ausgedehnte Almgebiet nördlich von Goldegg zurück.

Die Deserteure in Weng versorgten sich häufig am Abend bei ihren Familien, aber auch durch Vieh- und Wilddiebstahl. Sie waren bewaffnet und machten von den Schusswaffen bei Gefahr und Nachstellung durch die Gendarmerie auch Gebrauch. Von der Bevölkerung wurden sie gelegentlich als »Partisanen« bezeichnet. Die Unterstützung durch die Familien und die lokale Bevölkerung in Weng und Boden war sehr hoch. Im Gegensatz zur zweiten in Österreich bekannten organisierten Gruppe, den Deserteuren beim Vomper Loch bei Innsbruck errichtete die Gruppe um Rupitsch keinen festen, schwer zu entdeckenden Unterstand, sondern stand in stetem Austausch mit den jeweiligen Familien. Die aufrecht erhaltene Beziehung mit den heimatlichen Höfen und dem Dorf erhöhte aber das Risiko, aufgespürt zu werden. Die lokalen Behörden gerieten wegen ihrer Erfolglosigkeit immer stärker unter Druck. Die Gendarmeriechronik Goldegg etwa vermerkt im Dezember 1943: »Sie [die Deserteure] erhalten von der Bevölkerung, namentlich von jener der Ortschaft Boden, alle nur mögliche Unterstützung, weshalb auch eine Festnahme der Flüchtigen bis heute noch nicht erfolgte«.

Ausforschung und Zerschlagung

Im Juni 1944 erhielt Hubert Hueber, Chef der Gestapo Salzburg vom Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Ernst Kaltenbrunner den Auftrag »mit großem Aufgebot« gegen die Fahnenflüchtigen in Goldegg vorzugehen.[1] Um die Verstecke der Flüchtigen auszuforschen, schleuste Hueber die berüchtigten Gestapo-Beamten Georg König und Josef Erdmann als Spitzel in das betroffene Gebiet ein. Diese gaben sich als Touristen aus und erklärten, dass sie sich auch den hiesigen Deserteuren anschließen wollten, da der Krieg bereits verloren wäre. Für die Nacht vom ersten zum zweiten Juli 1944 wurden im Raum Mühlbach, Dienten und Goldegg 70 Gestapo- und Kripo-Beamte zusammengezogen, die von einem Bataillon Waffen-SS aus Hallein unterstützt wurden.[2] Der lokalen Gendarmerie wurde zuvor befohlen, die Fahndung einzustellen. Das weiträumige Gebiet zwischen den genannten Ortschaften wurde eingekreist und jedes Gebäude, jeder Heustadel penibel durchsucht, Verdächtige sofort verhaftet. Die Razzia wurde von der Gestapo unter dem Kommando von Hubert Hueber und dessen Stellvertreter Theodor Grafenberger von Lend im Salzachtal aus geleitet. Dort warteten auch bereits Busse für den Abtransport der Verhafteten in das Polizeigefängnis nach Salzburg.

Im Morgengrauen des 2. Juli 1944 erreichten die Suchtrupps von Gestapo und SS die Bauernhöfe am Böndlsee. Die Menschen wurden durch Schreie und Schüsse geweckt und hatten sich vor den Häusern aufzustellen. Beim Gasthof Seemair lieferte sich Peter Ottino ein Gefecht mit der SS und fiel im Kugelhagel. Das Hauptinteresse der Häscher galt dem Unterdorfgut, in dessen Wohnhaus sie Karl Rupitsch vermuteten, ihn vielleicht sogar hineinflüchten sahen. Beteiligte, die König und Erdmann Tage zuvor noch in ortsüblicher Lederhose kennen gelernt hatten, waren verblüfft, die beiden jetzt in Gestapo-Uniform zu sehen. Mit roher Gewalt versuchten die brutalen Gestapo-Schläger nun, von Elisabeth Hochleitner den Aufenthaltsort ihres Liebhabers Karl Rupitsch herauszuprügeln. Sie drohten, das Bauernhaus anzuzünden. Die Gestapo ermordete, wohl um den Druck noch zu erhöhen, unweit des Hofes zwei Brüder von Elisabeth, Simon und Alois Hochleitner durch einen Herzschuss von hinten. Die beiden jungen Soldaten waren rechtmäßig auf Ernteurlaub am elterlichen Hof und keine Deserteure gewesen. Schließlich fand man Rupitsch in einer Kammer. Er brachte es nicht über sich, sich mit seinem Revolver selbst zu töten und wurde verhaftet. Karl Rupitsch wurde gemeinsam mit August Egger und ihren Unterstützern aus St. Johann im Pongau, Kaspar Wind und Alois Buder im Oktober 1944 im KZ Mauthausen durch den Strang hingerichtet. Georg Kössner konnte sich zu Verwandten nach St. Veit retten, wurde aber am 12. Juli 1944 ausgeliefert, nachdem der Familie Sippenhaft angedroht wurde.[3] Seine Hinrichtung erfolgte am 8. März 1945 in Glanegg durch Erschießen. Richard Pfeiffenberger konnte sich nach Embach retten, wurde dort aber am 15. Juli 1944 nach einem Gefecht verhaftet[4], vom Kriegsgericht der Division 418 zum Tod verurteilt,[5] zur Frontbewährung begnadigt und fiel in einer Strafkompanie.[6] Als einziger der Wehrmachtsdeserteure konnte der eingangs erwähnte Franz Unterkirchner sein Leben über den Krieg hinaus retten. Er hatte sich vorsorglich unter einem Heustadel einen schmalen Unterschlupf eingerichtet. In diesen flüchtete er in der Nacht auf den 2. Juli 1944. Dort konnten ihn die Lanzen der SS nicht erreichen. Er schlug sich in den Tagen nach dem »Sturm«, wie die Razzia in Goldegg noch heute bezeichnet wird, bis in das abgelegene Wolfsbachtal an der Schattseite von Taxenbach durch. Dort wurde er von einem Jäger versorgt und bis zur Befreiung im Mai 1945 nicht verraten. Wie viele Wehrmachtsdeserteure verbrachte er die Nachkriegszeit bis zu seinem Tod im Jahr 1972 zurückgezogen, schweigsam als Außenseiter der Gesellschaft.

Die Gestapo verhaftete an diesem Tag und in einer zweiten Welle ca. eine Woche später, dutzende Frauen. Sie hatten ihre Brüder, Kinder oder Nachbarn nicht verraten, sondern beherbergt und verpflegt.[7] Nach den Verhören sind fünfzehn Frauen aus Goldegg in das KZ Ravensbrück verschleppt worden. Elf von ihnen kehrten nach dem Krieg, körperlich und seelisch verwundet zurück. Bislang ist es gelungen, 41 Verhaftete oder Ermordete namentlich zu identifizieren. Ein Zeitungsartikel aus dem Oktober 1945 spricht von 70 verhafteten Personen.[8]

Die gesamte Razzia am 2. Juli 1944, die Verhaftungen und Hinrichtungen sind durch Gestapo und SS im Rahmen des von Ernst Fraenkel als »Maßnahmenstaat« charakterisierten Herrschaftsgefüges erfolgt.[9] Also ohne Anwendung von auch im Nationalsozialismus noch rudimentär existierender rechtsstaatlichen Normen. Die Folge ist ein eklatanter Mangel an schriftlichen Quellen. Umso bedeutsamer sind Quellen, wie die Erinnerungen der österreichischen Architektin Margarethe Schütte-Lihotzky, die im Zuge einer Transferierung vom Zuchthaus Aichach an das Landesgericht Wien im Salzburger Polizeigefangenenhaus im Juli 1944 die verhafteten Goldegger Frauen kennenlernte:[10]

»Mitten in der Nacht kam ich in einen finsteren, überfüllten Raum im Salzburger Polizeigefängnis. Jemand faßte mich an der Hand und führte mich zu einer Art Podium, wo einige Frauen auseinanderrückten, um mir Platz zu machen. Die Insassinnen waren noch keine zwölf Stunden in Haft. Alle waren Bäuerinnen oder Sennerinnen und stammten aus dem Dorf Weng bei Goldegg im Salzburgischen. (...) Die Älteste, eine weißhaarige Frau über 70, mit einem großen Kreuz auf der Brust, saß still in einer Ecke. Die anderen nannten sie Kösserbäuerin. Ihr Sohn war im Frühsommer 1943 von der Ostfront auf Urlaub nach Hause gekommen. Er verabscheute den Krieg und wollte nicht mehr für die Nazis kämpfen. Stalingrad war längst befreit, die Niederlage Deutschlands unvermeidlich, und der Soldat hielt es für Mord, noch weiter auf Menschen zu schießen. Er blieb im Dorf ein Jahr lang versteckt. Niemand verriet ihn, das ganze Dorf hielt zusammen. Dann gingen noch vier andere Urlauber nicht zurück an die Front. Die Dorfbewohner sorgten für Nahrung und Kleidung, bis die Behörden schließlich Wind von der Sache bekamen. SS-Einheiten riegelten das Gebiet um Goldegg ab, umstellten das Dorf und durchsuchten jeden Bauernhof, jede Sennhütte. Es kam zu einer Schießerei, die SS erschoß einen Versteckten. Was mit den anderen vier geschah, wußten die Frauen nicht. Sie und alle Männer aus Weng wurden verhaftet, die Kinder der NS-Frauenschaft übergeben. Alle diese Frauen haßten den Krieg, keine einzige weinte oder jammerte, alle standen für ihre Überzeugung voll und ganz ein. Wer wußte damals in Österreich und



wer weiß heute, daß sich in den Salzburger Bergen ein ganzes Dorf gegen den Krieg erhob und dafür das Leben einsetzte?«

Auf den verwaisten Höfen übernahmen nach der Razzia Nachbarn die Versorgung von Kindern und Vieh.

Der »Sturm« kostete 14 Menschen das Leben, nicht eingerechnet jener KZ-Rückkehrer, die in den Nachkriegsjahren an den Folgen der KZ-Haft starben. Für ein Dorf, in dem laut Volkszählung 1934 lediglich 550 Menschen in 100 Häusern lebten,[11] eine traumatische Erfahrung.

Täter-Opfer Umkehr nach dem Krieg: Die NS-Funktionäre des Ortes stilisieren sich zu Rettern der Heimat

In den ersten Jahren nach dem Krieg erfuhren auch die Wehrmachtsdeserteure in Goldegg eine gewisse Anerkennung. Die neu begründete Republik sammelte Informationen zu Widerstandshandlungen in ganz Österreich, um die in der Moskauer Deklaration 1943 geforderten eigenen Befreiungshandlungen nachzuweisen. In Goldegg selbst fand am 25. Oktober 1945 auf Initiative eines SPÖ-Funktionärs eine Gedenkfeier und ein Gottesdienst für die Opfer des 2. Juli 1944 statt.[12] Mit der Rückkehr der Wehrmachtssoldaten aus der Gefangenschaft verschärfte sich aber dann das Klima gegen Deserteure. Sie wurden als Kameradenschweine, Feiglinge und Eidbrecher verunglimpft und an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. So auch in Goldegg.

Während im ungeliebten Ortsteil Weng zwischen den Opferfamilien lange ein solidarischer Zusammenhalt spürbar war,[13] hatte sich im Hauptort Goldegg in den Jahrzehnten nach dem Krieg ein konkurrierendes Narrativ entwickelt. Die Hauptkommunikatoren des Ortes, die Wirte, waren tief in den Nationalsozialismus verstrickt, einer von Ihnen war NS-Bürgermeister. Sie hatten während der Phase der Entnazifizierung großes Interesse daran, sich als Retter Goldeggs in Szene zu setzen. Die Ungehorsamen in Weng hätten durch ihre Fahnenflucht Unglück über ihre Familien gebracht, seien verantwortlich für die vielen KZ-Schicksale und letztlich hätten sie fast die Aussiedlung Goldeggs verursacht. Diese Aussiedlung sei vom damaligen NS-Bürgermeister und vom Adjutanten des Gauleiters Scheel, Herbert Mader verhindert worden. Diese perfide Opfer-Täter-Umkehr findet sich auch in der im Jahr 2008 (!) erschienen neuen Chronik der Gemeinde Goldegg. Nicht nur, dass darin die Deserteure im NS-Jargon als Landplage und öffentliches Ärgernis dargestellt werden, die Chronik bietet auch dem ehemaligen SS-Obersturmführer Herbert Mader seitenlang Gelegenheit, die Mär seiner angeblichen Rettung Goldeggs vor der Umsiedlung nach Wolhynien auszubreiten.[14] Dabei war das genannte Gebiet in der heutigen Ukraine im Frühjahr 1944 bereits Evakuierungsgebiet und teilweise von der Roten Armee besetzt gewesen. Die Autorin Hanna Sukare hatte in der Recherche für ihren Roman »Schwedenreiter«[15] herausgefunden, dass Mader in seiner Verteidigung im Rahmen eines volksgerichtlichen Verfahrens nach dem Krieg diese angebliche Rettung kein einziges Mal zu seiner Entlastung ins Treffen geführt hatte. Ein untrügliches Zeichen, dass die Verantwortlichen die Lüge von der Rettung Goldeggs zwar ihrer Ortsbevölkerung zumuteten, aber keinem Gericht aufzutischen wagten. Es scheint jedoch durchaus plausibel, dass die Verfolgungsbehörden wegen der örtlichen Solidarität in Weng mit einer Aussiedlung der Bevölkerung von Weng gedroht haben.

Schlussbemerkungen

Man fragt sich, warum gegen ein paar Bauernburschen einer entlegenen Region in den Salzburger Bergen mit derartigem Aufwand und solch brutaler Gewalt vorgegangen worden ist. Das Regime wollte wohl in dieser prekären Phase des Krieges ein Exempel statuieren, um Massendesertionen vorzubeugen.

Um die Opfer der Goldegger Wehrmachtstragödie hat sich nach dem Krieg kein politisches oder konfessionelles Kollektiv dauerhaft bemüht. Keine Religionsgemeinschaft, keine Partei hat die Opfer auf ihr Schild gehoben und damit dem Tod und Leiden einen Sinn zugesprochen. Mit den Vorwürfen, ihre ermordeten Väter hätten »Furchtbares angerichtet«, Tod und Leid über Goldegg gebracht und wären für die geplante Aussiedlung der Gemeinde verantwortlich gewesen, mussten die Opferfamilien allein zurechtkommen.

Die Führung der Gemeinde Goldegg hat jahrzehntelang diesem Narrativ zugearbeitet und es bis heute versäumt, öffentlich zu erklären, dass die Opfer des 2. Juli 1944 achtenswerte Gemeindebürger sind. Stattdessen hat man zehn Jahre lang eine Chronik verkauft, in der die Opfer zu Tätern gemacht wurden. Es ist zu hoffen, dass die Gemeinde in naher Zukunft die Kraft hat, sich für die Chronik zu entschuldigen, die Opfer des 2. Juli 1944 offiziell zu ehren und ihren Beitrag zur Verkürzung des Krieges und zum Wiedererstehen eines freien Österreichs zu würdigen.

---

[1] DÖW, E 21.089, Niederschrift der Bundespolizeidirektion Salzburg, aufgenommen mit dem ehemaligen Leiter der Gestapo Salzburg, Hubert Hueber.

[2] Die Mannstärke des in Hallein stationierten SS-Bataillons ist umstritten. Die kolportierten 1.000 Man SS-Einsatzkräfte am 2. Juli 1944 sind aber, unter Einrechnung des riesigen Einsatzgebietes, plausibel.

[3] Grafenberger, Theodor (1944): Geheime Staatspolizei, Staatspolizeistelle Salzburg. IV 5a (2) 2500/44, Zwischenbericht v. 20.7.1944. Salzburg: SLA.

[4] Ebda.

[5] Feldurteil DÖW 6344

[6] Die Kurzbiografien der aktuell namentlich bekannten Opfer des 2. Juli 1944 können auf der Internetseite *www.goldeggerdeserteure.at* nachgelesen werden.

[7] Die Liste der Verhafteten findet man auf der Broschüre des Vereins »Freunde des Deserteurdenkmals« online unter *https://www.dropbox.com/s/902xdlsx8lsys0k/Goldegger%20Wehrmachtsdeserteure%20Brosch%C3%BCre%20A6%202.%20Auflage%202016.pdf?dl=0*

[8] Der nationalsozialistische Mord an Pongauer Bauern. Eine ergreifende Gedenkfeier in Goldegg., In: Demokratisches Volksblatt, 30.10.1945, S.2.

[9] Vgl. Fraenkel, Ernst (2001): Der Doppelstaat. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

[10] Schütte-Lihotzky, Margarethe (1985): Erinnerungen an den Widerstand. Hamburg: Konkret Literaturverlag. S. 172-173

[11] Bundesamt für Statistik (Hrsg.) (1935): Die Ergebnisse der österreichischen Volkszählung vom 22. März 1934. Heft 6: Salzburg. Wien: Österreichische Staatsdruckerei.

[12] Der nationalsozialistische Mord an Pongauer Bauern. Eine ergreifende Gedenkfeier in Goldegg., In: Demokratisches Volksblatt, 30.10.1945, S.2.

[13] Als der Autor dieser Zeilen im Jänner 1980 mit seinem Studienkollegen Robert Stadler tagelang die Bauernhöfe abklapperte, um dutzende Zeitzeugen und Überlebende zu befragen, hörte er kaum Beschuldigungen gegen die Deserteure. Lediglich wurde immer wieder bedauert, dass Karl Rupitsch sein Versprechen nicht wahr gemacht hatte, sich bei Gefahr zu erschießen.

[14] Gemeinde Goldegg (1988): Chronik der Gemeinde Goldegg. Goldegg: Eigenverlag. S.132-140. Die Chronik war trotz öffentlicher Proteste zehn Jahre lang verkauft und an Jungbürger verschenkt worden. Im Herbst 2018 hat der Gemeinderat in Goldegg auf Druck des »Vereins der Freunde des Deserteurdenkmals in Goldegg« die Neuformulierung des Kapitels »Nationalsozialismus« der Chronik beschlossen

[15] Sukare, Hanna (2018): Schwedenreiter. Roman. Salzburg: Otto-Müller-Verlag.

Michael Mooslechner ist Historiker mit den Schwerpunkten regionale Zeitgeschichte, Nationalsozialismus und Agrargeschichte.

Wahnwelt mit sektenhaften Zügen

Svenna Triebler über die »Incels« als Giftmülldeponie toxischer Männlichkeit.

So manche hier erinnern sich vielleicht noch an die gute alte Zeit. Genauer, eine noch nicht allzu weit zurückliegende Vergangenheit, als das Internet noch als Ort galt, in dem eine globale, freie und plurale Gesellschaft entstehen würde. Der geistige Horizont der »Netizens« würde sich erweitern, gleichzeitig könnten sich Menschen mit ähnlichen Interessen oder Problemen austauschen, organisieren und gegenseitig unterstützen, so die Hoffnung.
Bereits in den 1990ern, also quasi in der Jungsteinzeit der sozialen Medien, entstand eine solche Community, deren Mitglieder sich selbst als »Involuntarily Celebates«, kurz Incels, bezeichneten, also Menschen, denen es ungewollt an Sex mangelte. Der Begriff geht zurück auf eine Webseite – heute würde man wohl Blog sagen - unter dem Namen »Alana's Involuntary Celibacy Project« und eine von deren Betreiberin, einer Studentin aus Toronto, ins Leben gerufene Mailingliste mit dem Titel »INVCEL«, was bald zu dem leichter aussprechbaren »Incel« wurde. Die Plattform richtete sich an Menschen »jeglichen Geschlechts, die einsam waren, noch niemals Sex hatten oder schon seit langer Zeit keine Beziehung hatten«, beschrieb die nur unter ihrem Vornamen bekannte Gründerin 2018 gegenüber der BBC das Umfeld. »Es gab vielleicht ein wenig Wut und einigen Männern schien nicht ganz klar zu sein, dass Frauen eigenständige Individuen sind, aber insgesamt war es eine solidarische Community.«
Um das Jahr 2000 herum nahm Alanas Liebesleben eine positive Wendung, sie wurde sich ihrer Bisexualität bewusst und ging eine Beziehung mit einer Frau ein. Sie überließ die Community sich selbst, in dem Glauben, diese werde auch ohne sie zurechtkommen.

Von der Selbsthilfegruppe zum geschlossenen Wahnsystem

Rund 20 Jahre später gelten das Internet im Allgemeinen und die sozialen Medien im Besonderen längst nicht mehr als Kristallisationspunkt eines neuen Weltbürgertums, sondern sind geradezu Synonym für die Verbreitung von Hetze, Propaganda und Verschwörungstheorien geworden; die einzigen, die sich tatsächlich effektiv im Netz organisiert haben, sind die neuen Faschisten. Und ein besonders erschreckendes Beispiel für das Umschlagen von der Utopie zur Dystopie ist das, was mittlerweile aus der Incel-Bewegung geworden ist.
Ein sehr umfänglicher und lesenswerter Beitrag des US-Magazins Vox[1] zeichnet diese Entwicklung nach, die in den frühen 2000ern begann, als sich die Community auf zwei Foren aufteilte. Ein Mitstreiter der frühen Stunde, der unter seinem Online-Pseudonym ReformedIncel zu Wort kommt und in dem Forum »IncelSupport« aktiv war, berichtet, dort habe weiterhin ein offenes Klima für alle geherrscht, eine Moderation für die Löschung frauenfeindlicher Beiträge gesorgt.
Das unmoderierte Gegenstück »LoveShy« hingegen wurde zur Geburtsstätte dessen, wofür der Begriff »Incel« heute steht: eine Subkultur von zumeist jungen, weißen, heterosexuellen Männern, die ihren Samenstau in Frauenhass transformieren und sich dabei in eine Wahnwelt mit sektenhaften Zügen samt entsprechendem Jargon hineingesteigert haben.
»Psychologen/Therapeuten sind im Großen und Ganzen Blue-Pill-Verkäufer, die dir für 200 Dollar pro Sitzung Ratschläge verkaufen, wie Looksmaxxing und Showermaxxing dein Leben verbessern«, heißt es da etwa[2] - übersetzt für Uneingeweihte heißt das ungefähr, bei der Empfehlung, ein bisschen auf sein Aussehen zu achten und gelegentlich eine Dusche zu nehmen, handele es sich um eine Art Gehirnwäsche. Frauen werden als »Femoide« bezeichnet, attraktive, muskulöse Männer als »Chads«. Das Weltbild ist krude-biologistisch, Frauen suchen sich demnach ausschließlich »Chads« als Sexualpartner, und zwar so viele wie möglich, um sich anschließend, wenn sie alt und verbraucht seien, einen Durchschnittstypen (»beta cuck«) zu suchen, von dem sie sich aushalten ließen.
Dafür, dass es ihnen selbst dagegen an Erfolg beim anderen Geschlecht mangelt, machen Incels vor allem vermeintliche körperliche Defizite wie eine zu geringe Körpergröße, einen kleinen Penis oder zu schmale Handgelenke (!) verantwortlich. »Incels sind weit mehr auf das Aussehen von Menschen fokussiert, als die Mode- und Kulturindustrie es jemals sein könnte. In jedem noch so kleinen Makel sehen sie das unabänderliche Todesurteil für das eigene Sexualleben«, schreibt Veronika Kracher. Diese Mischung aus Hass auf sich selbst und auf andere – Frauen ohnehin, die als bösartig, triebhaft und minderwertig gesehen werden; aber auch auf die vermeintlich genetisch überlegene männliche Konkurrenz -, in der sich die Incels gegenseitig anstacheln, macht die Community zu einem nicht zu unterschätzenden Sicherheitsrisiko. Der Begriff »Incel« wurde einer größeren Öffentlichkeit erstmals im Jahr 2014 bekannt, als ein Mann namens Elliot Rodger im kalifornischen Isla Vista sechs Menschen ermordete, 14 weitere verletzte und sich anschließend selbst tötete. Er hinterließ ein 137seitiges Pamphlet, in dem er eine kommende »Incel Rebellion« beschwor und damit tatsächlich etliche Nachahmungstäter fand. Die englischsprachige Wikipedia zählt fünf ähnliche Verbrechen in den USA und Kanada auf, deren Täter sich auf das sogenannte Manifest beziehungsweise die Incel-Ideologie im Allgemeinen beriefen und sich zumeist gezielt Frauen als Opfer suchten. Rodgers Konterfei wird von zahlreichen Mitgliedern der Incel-Foren als Profilbild genutzt, in Teilen der Szene wird er geradezu kultisch verehrt.

Einsam, aber nicht allein

So losgelöst von jeder Realität die Gedankenwelt der Incels sich auch abspielt, so ist sie doch nicht im luftleeren Raum entstanden. Sexismus und offener Frauenhass durchziehen die sozialen Medien wie ein Schimmelpilz, von der Mackerkultur der Tech- und Gamerszene bis hin zu den Netznazis der US-amerikanischen »Alt-Right« und ihren Pendants weltweit, die sexistische Beleidigungen und Vergewaltigungsdrohungen gezielt als Mittel einsetzen, um politische Gegnerinnen einzuschüchtern. Somit existiert ein weitgefächertes, locker vernetztes Milieu, das im Englischen als Manosphere bezeichnetet wird: ein durchweg weit rechts einzuordnendes Umfeld, in dem man selbstbestimmte weibliche Sexualität, Feminismus und »Gender-Ideologie« für alle Übel dieser Welt verantwortlich macht. Gerne wähnt man in diesen Kreisen auch, hinter all dem stecke der sogenannte Kulturmarxismus – eine moderne Chiffre, hinter der sich die altbekannte antisemitische Verschwörungsideologie verbirgt. Wie gut das eine zum anderen passt, zeigt Veronika Kracher wiederum am Beispiel der Incels auf: »In gewisser Weise ähneln Incels klassischen Antisemiten: Sie sehen sich als Opfer einer absoluten Übermacht, welche die Welt beherrsche (Frauen), der Verkörperung des Bösen.«



Bild: Public Domain

Incel-Foren sollten nur mit entsprechenden Schutzvorkehrungen besucht werden (Beispielfoto)

Auch der Sozialdarwinismus feiert in diesen Kreisen fröhliche Urständ; er nennt sich jetzt Evolutionspsychologie und will nach wie vor erklären, dass der weiße Mann seine hergebrachte Stellung in der Gesellschaft innehabe und verdiene, weil das von der Natur halt so vorbestimmt sei. Ein prominenter Vertreter ist beispielsweise Richard Dawkins. Bekannt wurde er mit dem populärwissenschaftlichen Buch »Das egoistische Gen«, sein aggressiver Atheismus brachte ihm auch in sich als progressiv wähnenden Kreisen eine gewisse Beliebtheit ein. In den vergangenen Jahren hat sich Dawkins – wenn man einen Hammer hat, sieht alles aus wie ein Nagel – aus Genetik und Evolutionslehre eine komplette Welterklärung zusammengezimmert; für seriöse Evolutionsbiologen ist er mittlerweile so etwas wie der peinliche Onkel, der auf Familienfeiern nach dem dritten Bier anfängt, Zoten und rassistische Witze von sich zu geben.
Von der Neuen Rechten gefeiert wird auch der kanadische Psychologe und Bestsellerautor Jordan Peterson, der etwa Hierarchien in der menschlichen Gesellschaft damit erklärt, dass das bei Hummern auch so sei, mit denen unsereins ja schließlich ein gemeinsamer Vorfahr und die gleichen Neurotransmitter verbänden.[3] Als 2018 ein Incel-Anhänger in Toronto mit dem Auto in eine Menschengruppe fuhr und zehn von ihnen, überwiegend Frauen, tötete, erklärte Peterson - »Er [der Täter] war wütend auf Gott, weil Frauen ihn abwiesen« - allen Ernstes, das »Heilmittel« gegen solche Taten sei die Zwangsmonogamie.

Entgiftungskur

Wenn die Manosphere und ihre toxische Männlichkeit das Abfallprodukt einer patriarchalen Gesellschaft sind, dann sind die Incel-Foren die ungesicherte Giftmülldeponie. Am Besten ist es in solchen Fällen stets, dafür zu sorgen, dass der Müll gar nicht erst entsteht - will heißen, dass junge Männer, die sexuell auf dem Trockenen sitzen, erst gar nicht in den Radikalisierungsstrudel der Incel-Welt geraten.
Es wird schließlich niemand als Arschloch geboren, und die Nöte, die am Anfang des Wegs in die Wahnwelt stehen, sind real. Die »Vox«-Reportage zeichnet ein Bild von verunsicherten Teenagern, die sich mit unerfüllbaren Schönheits- und Männlichkeitsidealen und den in diesem Alter unausweichlichen Enttäuschungen konfrontiert sehen, von jungen Männern mit krankhafter Schüchternheit, Autismus oder anderen psychischen Dispositionen, die ihnen das Dating schwermachen; viele berichten von Mobbingerfahrungen.
Derartige Probleme aufzufangen und sich gegenseitig zu unterstützen statt weiter runterzuziehen, war das Ziel der ursprünglichen Gemeinschaft der Einsamen; im Forum »IncelSupport« wurde versucht, diesen Gedanken aufrechtzuerhalten. Nach den Morden von Isla Vista schien das nicht mehr möglich. »Elliot Rodger benutzte das Wort. Und das hat die ursprüngliche Incel-Community praktisch zerstört«, erklärt ReformedIncel, der sich selbst als Chronist der Bewegung versteht.
Rein historisch ist seine Arbeit allerdings nicht: Entsetzt über die Richtung, die die Gemeinschaft nach ihrem Weggang eingeschlagen hat, hat Alana mit der Unterstützung von ReformedIncel und anderen »Veteranen« eine neue Plattform unter dem Namen »Love Not Anger« ins Leben gerufen. Ziel sei es, zu erforschen, warum Menschen jeglichen Geschlechts und sexueller Orientierung Probleme bei der Partnersuche haben, und wirksame Hilfsangebote zu schaffen. »Das Projekt hat vielleicht nicht die Mittel, um Gewalt direkt zu reduzieren. Aber eine einsame Person, die sich noch nicht zu weit in ihren Hass hineingesteigert hat, könnte von dem profitieren, was Love Not Anger anzubieten hat«, so Alana gegenüber »Vox«.
Um das Internet als Ganzes zu entgiften, wäre weitaus mehr nötig. Aber mehr Plattformen, die Wert auf Vielfalt und einen respektvollen Umgang legen, könnten sicherlich nicht schaden.

---

[1] Zack Beauchamp: „Our incel problem. How a support group for the dateless became one of the internet's most dangerous subcultures"; *https://www.vox.com/the-highlight/2019/4/16/18287446/incel-definition-reddit*

[2] zitiert aus dem Beitrag „Gekränkte Männlichkeit" („Jungle World" 2019/01) von Veronika Kracher, die die undankbare Aufgabe auf sich genommen hat, in den entsprechenden Jauchegruben zu recherchieren; *https://jungle.world/artikel/2019/01/gekraenkte-maennlichkeit*

[3] Mit der gleichen willkürlichen Logik könnte man sich unter den zig Millionen Tierarten auf dem Planeten beispielsweise den Nacktmull herauspicken: Das nicht allzu possierliche Nagetier ist weitaus enger mit dem Menschen verwandt als irgendwelche Krustentiere, lebt sogar in staatenähnlichen Kolonien und könnte als Kronzeuge dienen, warum eine strikt matriarchale Gesellschaft, deren Mitglieder durch das wechselseitige Verzehren des eigenen Kots kommunizieren, die wahre naturgemäße Lebensweise wäre.

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Wie aus Bürgern Männer wurden, Teil 2

In seinem Work in Progress *Lord Byrons letzte Fahrt – Die Geburt der Nation aus dem Geist von Romantik und Banditentum* analysiert *Richard Schuberth* den Griechischen Unabhängigkeitskampf und die Nationalisierung des Balkanraumes als eine der ersten großen Scharmützel der Ideologien und Diskurse der Moderne. An vorderster Front: die Konstruktion von Männlichkeit. Eine Serie in drei Teilen.

Das gesamte 19. Jahrhundert arbeitet an der ideologischen Restauration einer Vergangenheit, die es nie gegeben hat. Neu ist aber die bürgerliche Überbewertung des Selbst, des eigenen wie des der anderen. Beim Empfang, beim Ball, im Salon wird die Persönlichkeit durch das Lorgnon nicht nur geprüft, sondern zunehmend bewundert, denn dieses ist längst angelaufen vom Dunst des Enthusiasmus. Die Damen schmachten entweder für den femininen sensiblen Poeten, den anämischen Pianisten, den dämonischen Geigenvirtuosen oder aber für den schneidigen Husarenoffizier – alle diese Typen verkörpern Eigenschaften, die ihren Männern, welche bei Zigarren Businesstalk pflegen, fehlen. Lord Byron, das erste und größte Erfolgsmodell des frühen Pop, verband beide Pole, zwischen denen der Äquator der bürgerlichen Mittelmäßigkeit verlief: sinnende Sensibilität und machoide Verächtlichkeit, feminine Schönheit und männliche Rücksichtslosigkeit, zumindest konträre Eigenschaften, die nach Genderrollen zugeordnet wurden. Auch die Produzentenklasse verehrt Männlichkeit. Wann immer bei gesellschaftlichen Zusammenkünften Rasse, Klasse und natürliche Aristokratie von anwesenden Kerlen gewürdigt werden sowie Eigenschaften, deren Bezeichnungen heute nicht mehr geläufig sind und die aus der Persönlichkeitsrequisite des Ancien Régime stammten: *Aplomb, Verve, Counduite* und *Bravour*, wann immer man einander Abenteuerklamotten von kolonialen Abenteurern erzählte, den stolzen europäischen Herrenmenschen pries, Gordon Pascha etwa, wie er erhobenen Hauptes mit Spazierstock in Karthum seinen fanatischen Lynchern entgegentritt, wann immer in den Pausen zwischen Aktionärsversammlungen und Geschäftsessen homerische, soldatische Tugenden verherrlicht und sportliche Leistungen goutiert werden, dann ist das die mitunter lächerliche Kompensation einer fundamentalen Krise der Männlichkeit, der Angst, in Bureau und Kontor könnte sich der Penis zurückbilden und man verweiblichen. Der Druck, das Vaterland, das Empire, den nationalen Markt nicht nur mit der Schreibfeder, sondern mit dem Gewehr zu verteidigen, führt zu einer projektiven Aufwertung des Soldatischen, der man die nackte Angst vor der eigenen zivilen Feigheit anmerkt. Dieser grundfeige Charakter wurde in die assimilierten Juden outgesourct, und in einem ideologischen Rückkoppelungsprozess unterlagen deren Söhne wiederum der Bewährungsneurose, um sich von diesem Makel zu lösen. Im Ersten Weltkrieg führte der Vorwurf von Heimatlosigkeit und Unmännlichkeit zu verstärkter Identifikation mit dem Staat und selbstmörderischem Heldentum. Der Rassenantisemitismus wird den jüdischen Veteranen die für den deutschen Staat erkämpften Orden samt deren nackte Existenz aberkennen.

Duellspiele

Theodor Herzl trug eine Wunde in sich. Die als jüdische Wunde zu bezeichnen falsch wäre, denn sie wurde ihm und seinesgleichen zugefügt. Doch sie verweist auf eine Kastrationserfahrung, mit der das entmannte Bürgertum die Juden bluten ließ. Diese hatten alle Bereiche der bürgerlichen Gesellschaft erobert, doch musste man sie zumindest vom wertvollsten Gut fernhalten, das man der Aristokratie abgeluchst hatte: der Ehre. Juden galten für viele als nicht satisfaktionsfähig. Theodor Herzl bekannte immer wieder seinen Wunschtraum ein, sich mit Antisemiten zu duellieren.
Mit der Ehre hatte die Bourgeoisie tatsächlich eine heikle Requisite aus dem aristokratischen Ethos hinübergerettet. Denn in den Feudalstaaten der Ancien Régimes war das Duell schon lange aus der Mode gekommen, und selbst im Mittelalter hatte es nicht den Stellenwert besessen, den das romantische und historistische 19. Jahrhundert ihm beimaß. In der frühen Neuzeit schon waren Duelle eher Angelegenheit leicht erregbarer Söldner, gesellschaftlicher Außenseiter oder hitziger Intellektueller gewesen. Ehre war Standesehre, und die Aristokratie, welche Waffen lieber für die Jagd verwendete, war zu fett geworden, um Streithändel untereinander mit Gewalt auszutragen. Das immer provokantere Bürgertum wurde aber vorsichtshalber vom Feld der Ehre ferngehalten. Diese wurde also von denen am meisten provoziert und wiederhergestellt, denen es an gesellschaftlichem Status mangelte. Die bürgerliche Ehre indes war von ganz anderer Natur, eine ideelle, erworbene und durch kein Geburtsrecht gewährte, darum umso fragiler.
Im bürgerlichen Zeitalter würde es mehr Duellopfer geben als je zuvor. Und wahrscheinlich nahmen mehr Bürgerliche Fechtunterricht, als Aristokraten es je getan hatten. Die mediterrane Hitzköpfigkeit, mit der mancher Bourgeois seine geschäftsbeflissene Harmlosigkeit kaschierte, war unter anderem durch Alexandre Dumas' *Trois musquetaires* angeheizt worden. Der Autor selber soll sehr unter dem Kontrast zwischen der berufstypischen Schreibtischbiederkeit und der Virilität seiner Romanhelden gelitten haben. Und so suchte er eifrig nach Anlässen für Duelle, die seinem Image wie seiner Biografie dieses gewisse Etwas verleihen sollten. Er hat jedoch niemanden getötet und ist selbst nie verwundet worden. Was nicht untypisch für Duelle in Frankreich war. Denn auch im Duell zeigte sich der archetypische Kontrast zwischen romanischer Leichtigkeit und deutschem Ernst. Der Historiker George L. Mosse schrieb: »Deutsche Duelle waren überaus ernsthafte Angelegenheiten; französische Duelle zeichneten sich dagegen durch eine extrem niedrige Sterblichkeitsrate aus.«
Die deutschen Studentenverbindungen erwiesen sich bereits seit ihrem Bestehen – die Urburschenschaft wurde 1814 gegründet – nicht nur als Keimzellen von völkischem Nationalismus und Wellnesswahn, sondern auch als Parodien soldatischen Geistes und Avantgarden der Gesamtmilitarisierung der Gesellschaft. Burschenschafter bürokratisierten das Duell mit ihren kodifizierten Auflagen. Tapferkeit, Mut, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Leidenschaftslosigkeit – das waren die Ideale, denen der deutsche Student nacheiferte.
Im aristokratischen Ethos war das Duell ein Mittel zur Harmonisierung von Konflikten und Vermeidung von Beleidigungen gewesen. Denn schließlich wollte man sein Leben nicht verlieren. Der bürgerliche Mensch mit seinem fragil-narzisstischen Ich und seiner männlichen Unsicherheit steht im prophylaktisch beleidigten Dauerreaktionsmodus. Die Angst vor der Forderung zum Duell diente einst der Vermeidung von Händeln, nun ist sie verflogen, der studentische Zweikampf wird gesucht und avanciert zur zeremoniellen Einübung von Konfliktfähigkeit und Schmerzunempfindlichkeit. Durch die Gesichtsmetzelei der Mensur mussten junge Männer sich ihrer Männlichkeit versichern, ein Ritual, dessen echte Soldaten nicht bedurften, hatten sie der unbeabsichtigten Narben und Verstümmelungen doch genug vorzuweisen.
Die Erinnerungen von aus dem Griechischen Unabhängigkeitskampf zurückgekehrten Philhellenen strotzen vor pubertärer Begeisterung für Offiziere und Militärs, die sich in ihren Reihen einfanden, von alten Haudegen und Kriegsprofessionalisten, deren Gesellschaft sie suchen und denen sie nacheifern wollen. Und wie erstaunt sind die Studenten aus der Schweiz, Deutschland und Dänemark, dass sich diese Soldaten gar nicht überheblich zeigen, sondern kameradschaftlichen Umgang mit ihnen pflegen. Zu naiv sind die zivilen Griechenlandschwärmer, um die Gründe für diesen amikablen Umgang zu erkennen. Nicht nur gefallen sich die Militärs darin, junge Kerle mit ihren echten und erfundenen Kriegsabenteuern zu beeindrucken, sie fürchten in ihnen keine Konkurrenten um die raren Offiziersränge in einer zukünftigen griechischen Armee, um die sie mit anderen Soldaten schon bei der Anreise und ihrem Aufenthalt in Marseille konkurrieren. Und in ihren enthusiastischen Zuhörern sehen sie bereits loyale Infanteristen der von ihnen befehligten Einheiten.
In Marseille, während der monatelangen Wartezeit auf die Überfahrt nach Hellas, beginnen die Philhellenen einander totzuschießen. Kein Tag vergeht ohne Duell. In Griechenland geht es weiter. Sehr belustigt sind die Griechen, Zivilbevölkerung und *Kleften*, wie die einheimischen irregulären Banditenkrieger heißen, über diese verrückten Franken, die einander auf offenem Feld übern Haufen schießen, anstatt ihre Energie für den Kampf gegen die Türken zu sparen. Als sich im Zeichen der internationalen Solidarität und 1822 dann doch ein reguläres philhellenisches Heer aus Korinth in Richtung Epiros in Bewegung setzt, kommt es wieder zu Duellen. Dieses Mal mit nationalistischen Untertönen. Die gemischten Einheiten teilen sich in profranzösische und prodeutsche, beide werden wenige Tage später in Peta, einem Ort unweit der Stadt Arta, von der albanisch-muslimischen Armee des Omer Vrionis Pascha vollständig vernichtet.
Kleften würden sich nie auf fränkische Weise duellieren, auch ihr Ehrbegriff, die *philotimo*, ist ein völlig anderer als jener der Europäer. Für diese besitzen die Griechen keine Ehre, weil sie aus dem Hinterhalt schießen und die offene Schlacht scheuen. Die Kleften kämpfen auch nicht für Ehre und Nation, sondern für Beute und Feindesköpfe. Was die Philhellenen nicht verstehen: Die Balkankrieger kämpfen, um zu überleben, und nicht, um zu sterben.
Die Duelle zwischen den Deutschen und Franzosen erteilen ihnen jedoch wichtige Lektionen. Wie das Wesen der Nationen beschaffen sein wird, sobald man sich einmal von den Osmanen getrennt hat.

Die Militarisierung des männlichen Körpers

Es braucht hier nicht näher erläutert zu werden, wie sehr der klassizistische Körperkult des späten 18. Jahrhunderts die Männlichkeitskonzepte der folgenden Epoche geprägt hat. Gegen erblichen Status der Feudalklasse rebelliert das Bürgertum durch alle möglichen Formen der Meritokratie: Status durch ehrliche Arbeit, Tugend, Tapferkeit, Herzensgüte, Charakter und schlichte, edle Größe. Die Antike, zumal die griechische, ist ein unendlich großer Pool an brauchbaren Projektionen und bedient seit der Renaissance alle möglichen Bedürfnisse. In Deutschland muss die Vermählung von Pietismus und Klassizismus folgerichtig zu einer Verschränkung von Tugend und Schönheit führen. Natürlich war dies archaisch im Volksbewusstsein lange angelegt, zum Beispiel in der Assoziation von Dunkelheit mit dem Bösen (die doch in vormoderner Zeit erstaunlich wenig zu einer Dämonisierung dunkelhäutiger Menschen geführt hatte). Und der heidnische Charakter der antiken Kunst muss entpaganisiert und christlicher Tugendhaftigkeit dienstbar gemacht werden. Johann Joachim Winckelmanns Postulat von der Kongruenz des Schönen, Wahren, Guten wurde von einer idealistischen Generation auch als Programm verstanden, diese Qualitäten zu akkor-

2014: JUNGE HIPSTER HABEN DAS VERWEICHLICHTE LEBEN ZWISCHEN FACEBOOK, STARBUCKS UND VEGANISMUS SATT. SIE SEHNEN SICH NACH SCHICKSAL, TATEN UND BEWÄHRUNG, NACH MEHR BARTWUCHS UND KÖRPERKONTAKT...

Bild: Richard Schuberth

dieren und ihr Verhältnis zu vervollkommnen. In der zu Beginn naiv-schwärmerischen Koppelung von körperlicher Schönheit mit Wahrhaftigkeit und Tugend wurde jedoch unwissentlich eine der schwersten Pathologien der Moderne in die Welt gesetzt, eine ideologische Kettenreaktion, die in Rassismus, Antisemitismus, Eugenik ihren verhängnisvollen Lauf nehmen sollte und im Lookismus unserer Tage gerade ihren Schönheitsschlaf hält. Bei Johann Caspar Lavater wird zur gleichen Zeit die Devianz vom klassischen Ebenmaß abgewertet. In seiner Physiognomik ist schlechter Charakter ins Gesicht gemeißelt.

Die Bestimmung des Mannes als über christlicher Moral stehende, gestählte Kampfmaschine, als über Moderne, Aufklärung, Ambivalenz und Misswuchs erhabene Muskel- und Sehnenfunktion eines Volkskörpers, irrationaler Todesverachtung geweiht und schicksalsergeben, entseelt und entindividualisiert, wird jedoch bereits im späten 18. Jahrhundert formuliert.

Die Befreiung des Körpers um 1800 ist nicht wie um 1900 eine aus dem Korsett des Viktorianismus. Sie ist nicht Enthemmung, sondern Überführung ins unsichtbare Korsett der Tugend. Obwohl sich am *Apollo des Belvedere*, jener antiken Statue, die Winckelmann zum Maßstab seines Ideals erhob, uneingestandene Homophilie kathartisch auslebt, verpflichtet der neue griechisch inspirierte Körperkult zu Selbstzucht und Selbstoptimierung. Und – keine zufällige Parallele zur neoliberalen Eigenzurichtung – wird hier höchste Individualität versprochen und größte Konformierung erzielt. Schon 1788 stand in einer deutschen Enzyklopädie, dass jeder, der seine Gesundheit vernachlässige, die Gesellschaft beleidige. Die erste Matte zur Volksgymnastik breitete Johann Christoph Friedrich GutsMuths 1795 mit seinem didaktischen Buch *Gymnastik für die Jugend* (1795) aus. Moralische Gesundheit und Geisteskraft seien die Folge körperlicher Stärke. Als Beispiele nennt der begeisterte Rousseauist den Naturmenschen, den Apollo von Belvedere und indianische Krieger. Selbstzucht, die Internalisierung äußerer Zwänge zu innerer Haltung sollten zur Pflicht der Ertüchtigung des Volkskörpers werden. Unbedingt empfahl er Kriegsspiele. Und war damit auf der Höhe der Zeit. Joseph LeMaistre sah 1797 die edelsten Ideale männlicher Tugend im Krieg verwirklicht. Nationen erreichten die Größe, deren sie fähig seien, nur nach langen blutigen Konflikten. Sechzig Jahre später forderte der Engländer Thomas Hughes (jener Thomas Hughes, der Iren als weiße Schimpansen bezeichnete) in einer Zwischenetappe zum Naziideal des totalen Kriegers, dass Jungs bei ihren Balgereien bis zum bitteren Ende kämpfen sollten. Das ritterliche Ideal der Rücksicht war somit endgültig suspendiert. Es sei – so Hughes – weder »göttlich noch ehrlich«, nachzugeben, wenn man noch aufrecht stehen und weiterraufen könne. Hughes war nicht etwa ein neuheidnischer Apologet einer nietzscheanischen Herrenmenschenideologie, sondern Vertreter der sogenannten »Muscular Christianity«, eines wehrhaften patriotischen Christentums. Als dessen Begründer gilt der Pfarrer Charles Kingsley, der die »Kühnheit des Mannes gegenüber sich selbst« propagierte. Jünger als GutsMuths, aber älter als ihr Schüler Turnvater Jahn waren die skandinavischen Gesinnungsgenossen Franz Nachtegall und Pehr Henrik Ling. Beide verbanden ihr Ideal des trainierten moralisch überlegenen Mannes mit der Rückbesinnung aufs Germanentum. Als Ling 1812 die schwedische Regierung um Gelder für die Einrichtung eines gymnastischen Institutes in Stockholm bat, bewies diese, dass sie noch von altem Schlage war und die staatsbürgerliche Notwendigkeit der Körperzucht nicht recht verstand: »Wir haben«, gab ein Regierungsbeamter zur Antwort, »der Jongleure und Seiltänzer schon genug, ohne ihretwegen die Staatskasse zu belästigen.«

Die schlechtere Romanliteratur der folgenden Epoche spricht eine beredte Sprache. Man könnte die lustvolle Beschreibung vor allem männlicher idealisierter Körperlichkeit, die eindeutige Parteinahme für urwüchsige gesunde Schönheit (sowie die implizite Ablehnung ihres Gegenteils) als typischen Sehnsuchtsreflex einer modernen städtischen Zivilisation für physische archaische Unmittelbarkeit sehen, wie etwa das Bedürfnis des Managers nach Holzhacken und Survivalcamps, doch schwingt da mehr mit. Der Bourgeois erscheint archetypisch als verwachsen, unsicher, untersetzt und schmierig, die kommerzielle Sphäre trägt unverkennbar ein jüdisches Antlitz, gegen das sich naturstämmige, nur ihrer Ehre und Sache verpflichtete Hünen und Heroen abheben. Auch existiert kaum ein Romancier, der in seinen Beschreibungen keine physiognomischen Studien betreibt, und die zu nahe zusammenstehenden Augen sind da noch das harmloseste Beispiel einer Lavater folgenden Charakterkunde. Lord Byron konnte seinen verkrüppelten Fuß noch romantisch als interessante Eigenschaft vermarkten.

Die Vervollkommnung des Individuums durch körperliche Zucht und Schönheit, Tapferkeit und stilles triumphierendes Ertragen von Unwägbarkeiten ist ein Ideologem, mit dem sich dieses monadische Muskelsubjekt am reibungsfreiesten in die Maschinerie der totalen Entindividualisierung, des Volkskörpers, der Volksarmee schrauben lässt. Schön ließ sich das bei meinem Vater beobachten, der zwar dank seines Vaters den Nazis abhold, mithilfe von Nietzsche aber seine adoleszente Übermenschlichkeit der Wehrmacht zur Verfügung gestellt hat. Schon beim Arbeitsdienst, so prahlte er, habe er sich freiwillig zum Ausräumen der Klärgrube gemeldet. Und im Krieg, als wäre er ein Siouxkrieger oder sogar ein feindlicher Kosake, meldete er sich stets freiwillig als Spähreiter. Nirgends zeigt sich die Verdinglichung und die Entwertung des Einzelnen bei gleichzeitigem Versprechen höchsten Selbstzwecks, höchsten Menschenwerts deutlicher als in den modernen Volksarmeen.

1793 hatte die französische Revolutionsregierung in einer Notmaßnahme die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. »Die Ideale der Männlichkeit«, schrieb George L. Mosse, »durch das Prisma des Krieges gesehen, setzten sich in den Köpfen vieler Menschen fest, eine Leistung, die mittelalterliche Ritter niemals zuwege gebracht hatten oder hätten bringen wollen. Die sogenannten soldatischen Ideale selbst wurden von den Gebildeten verbreitet, größtenteils Offiziere, die der Ober- und Mittelklasse entstammten. Der moderne Krieger wurde jetzt gemeinsam mit dem griechischen Jugendlichen und Athleten zum Modell für Maskulinität.«

Theoretisch hätte dieses Leistungsideal auch beim Industrieproletariat perfekt funktioniert. Doch dazu wurde den pauperisierten Massen noch zu sehr als fremden, renitenten Elementen misstraut, als dass man sie ohne weiteres in den Volkskörper hätte einbauen können. Paradoxerweise bediente sich erst der Stalinismus dieses muskulären Arbeiteroptimierungs-Heroismus. Endpointe der Geschichte: Im Neoliberalismus gelingt es den Individuen, sich ihre Selbstoptimierung als Wellness einzureden. Die Disziplinarmacht kann sich in die Hängematte legen, die Eitelkeit der Selbstzurichter arbeitet für sie ganz alleine.

Die sich zunehmend biologisierenden Konzepte von körperlicher und moralischer Überlegenheit, welche sich halb nietzscheanisch, halb vulgärdarwinistisch, zu elitären Systemen rücksichtsloser Konkurrenz auswuchsen und christliche Moral als die Moral von Schwächlingen hinter sich ließen, erzeugten einen unvorstellbaren Druck. Je verweichlichter, unvollkommener sich die grauen Mäuse des Verwertungsprozesses vorkamen, gefangen in der unheroischen Kapitalsphäre, umso stärker das Bedürfnis nach Kompensation. Umso stärker der vorauseilende Gehorsam, die eigene Schwäche an Künstlern, Weibern, Juden, Schwulen und Dekadenten zu ahnden, und sich in heroischer Todesverachtung mit Nietzsche, Homer, Spengler und Karl May im Tornister zu Millionen wie kleine Würmchen in einem apokalyptischen technologischen Dauergewitter verglühen zu lassen.

Den Überlebenden, prophezeite Karl Kraus, wird die Kugel bei einem Ohr hinein- und beim anderen hinausgegangen sein, und am Vorabend des Zweiten Weltkrieges hetzt der Veteran des Ersten, Ernst Jünger, zu neuen Taten: »Unsere Hoffnung ruht in den jungen Leuten, die an Temperaturerhöhung leiden, weil in ihnen der grüne Eiter des Ekels frißt, in den Seelen von Grandezza, deren Träger wir gleich Kranken zwischen der Ordnung der Futtertröge einherschleichen sehen. Sie ruht im Aufstand, der sich der Herrschaft der Gemütlichkeit entgegenstellt und der der Waffen einer gegen die Welt der Formen gerichteten Zerstörung, des Sprengstoffes, bedarf, damit der Lebensraum leergefegt werde für eine neue Hierarchie.«

In der nächsten Folge: Individualität im Heereskörper und Sterben für die Sache.

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Seine jüngsten Publikationen: »Rost und Säure« (Drava Verlag), »Das neue Wörterbuch des Teufels« (Klever Verlag)

Absolutistische Transzendentalmoral

Marcel Matthies nimmt Alexander Graus *Hypermoral* (2017), Bernd Stegemanns *Die Moralfalle* (2018) und Alexander Kisslers *Widerworte* (2019) unter die Lupe.

»Antisemiten und Rassisten [...] werden gebraucht, weil die Ächtung von Antisemitismus und Rassismus das moralische Korsett einer Clique sind, die sich sonst alles erlauben will, jede Abgreiferei, aber wie jeder Verein für ihren Bestand Verbote und Tabus benötigt. Sie werden einfach für den Übergang in eine neue Zeit gebraucht. Es läuft glatter, wenn die Elite sich moralisch in Positur werfen kann, während sie Arme, Alte und Arbeitslose beklaut.« (W. Pohrt)

»Der Moralismus geht [...] so wie in der Bewegung gegen die Berufsverbote, als sich Leute den Judenstern anhefteten und sich verfolgt fühlten, nur weil sie nicht Lehrer werden durften. Das ist deutsch.« (J. Bruhn)

Im geo-ökonomisch omnipotenten Deutschland ist es geboten, alles dafür zu tun, das bahnbrechende EU-Projekt nicht entgleisen zu lassen. Als augenscheinlich größter Nutznießer gilt es, so legt die offizielle EU-euphorische Stimmung in der BRD nahe, die Legitimationskrise des Modellprojekts supranationaler Marktkonformität durch das Schüren sittlicher Entrüstung zu bannen. Hierzu greifen ihre Befürworter zunehmend auf eine hypertrophe Moralisierung politischer Fragen zurück. Diese Methode politischer Willensbildung zielt darauf ab, entstandene Antagonismen zwischen Markt und Politik in einer Phase unauflösbar ineinander verschränkter nationaler und supranationaler Organisation zuzudecken. Die von Arbeitgeber- und Wirtschaftsverbänden getragene Politik der Weltoffenheit entfaltet ihre Wirkmacht gegenwärtig vor allem dadurch, dass Diskurs-Sittenwächter in Bildungsinstitutionen sowie andere Multiplikatoren der marktkonformen Mediendemokratie suggerieren, angesichts der Gefahr von Rechts in Notwehr zu handeln. Der simulierte Kampf gegen einheimische Rassisten und Reaktionäre zeichnet sich dadurch aus, dass das Notwehrrecht auch Eingriffsbefugnisse zur Lenkung der veröffentlichten Meinung vermittelt.



Besonders bedenklich ist die ausgerufene »neue Politisierung« (H. Maas), da die progressiven Kräfte nicht einmal davor zurückschrecken, die »vollendete Sinnlosigkeit« (H. Arendt) der Nazi-Barbarei als aus der Geschichte gezogene Lehre zu missbrauchen, um das neoliberale Projekt eines supranationalen Großraums ideell zu stärken. Mit gutem Gewissen beruft man sich deshalb auf Auschwitz. Denn die Aussöhnung der Deutschen mit sich selbst ist inzwischen so weit voran geschritten, dass sie aufgrund von Auschwitz – dem Master-Narrativ – das Selbstverständnis haben, vom Sünder zum Heiligen aufgestiegen zu sein: »Je schrecklicher die Sünde, desto tiefer die Buße und Reue, je tiefer die Buße und Reue, desto strahlender am Ende die moralische Überlegenheit.« (W. Pohrt) Wer sich als multilaterale Zivilmacht im Zeichen von Weltoffenheit und Menschenrechten aufspielt, kommt deshalb nicht umhin, isolationistische Briten, nationalistische Polen oder parasitäre Griechen überheblich zu belehren.

Der Fatalismus der grauen Alternativlosigkeit hat im Schatten der EU- und Migrationskrise auch auf dem Buchmarkt Spuren hinterlassen: Relevante Schriften hierzu haben der kulturprotestantisch Konservative Alexander Grau, der orthodox-marxistische Linkspopulist Bernd Stegemann und der römisch-katholische Liberalkonservative Alexander Kissler veröffentlicht. Sie greifen auf Arnold Gehlens *Moral und Hypermoral* (1969) zurück. Zum Verständnis: Ein reaktionärer Theoretiker wie Gehlen kann Widersprüche im Schleier des Liberalismus deutlicher sehen, da Reaktionäre Adorno zufolge das Unwahre an einer Humanität, die sich zum Maß der Welt erklärt, ohne verwirklicht zu sein, zur Rechtfertigung absoluter Inhumanität erheben.

Öffentlich verordneter Moralismus ist eine Form der Herrschaftskommunikation, die es erlaubt, so der Grundtenor der drei Autoren, eigene Anliegen als gesinnungsethisch makellos und deshalb nicht verhandelbar durchzusetzen. Daher erschöpfen sich offizielle Medien-Debatten Grau zufolge meist in einem selbstbezüglichen »Jargon aufgekratzter Moralität«. Der Aufschrei der Empörung dient, so Stegemann, »zur Selbstinszenierung moralischer Vortrefflichkeit.« Nie war es so leicht, vom Glanz der Aura sittlicher Erhabenheit zu profitieren. Kissler bezeichnet diesen Glanz als »rhetorisches Lametta fast ohne Substanz«.

I. Stegemanns *Moralfalle*

Stegemanns Buch dient der »Selbstkritik linker Kommunikation«, um die Spirale der Provokation und Empörung im Kraftzentrum der aufeinander angewiesenen Rechts- und Moralpopulisten zu durchbrechen. Ursächlich für die unübersehbare Krise linken Denkens sei die »zudringliche Form der moralischen Bevormundung.« Hellsichtig führt er das Versagen der Analysefähigkeit von Linken auf »Selbstfesselungstendenzen der Moralfalle« zurück. Aus der Trias von poststrukturalistischer Theorie (Dekonstruktion), neoliberaler Ökonomie (Deregulierung) und identitätspolitischer Ordnung (Selbstermächtigung) sei demnach eine wirkungsvolle Herrschaftstechnik entsprungen. Eindrücklich weist er auf die Dialektik des politischen und ökonomischen Liberalismus hin, um daran deutlich zu machen, dass die beiden Konzepte von Freiheit sich wiederum gespalten haben. Demnach wuchert im politischen Liberalismus hinter einer glitzernden Fassade Unfreiheit, da partikulare Gruppenrechte einander im Wege stehen und so die Unfreiheit die Bedingungen allgemeiner Freiheit sabotiert.



Der Autor verfügt über ein feines Sensorium für die moralischen Paradoxien unserer Zeit: Wenn in der parlamentarischen Debatte eine rechte Partei davor warnt, dass zu viele untereinander in blutige Konflikte verwickelte Gruppen von Migranten die Stabilität der Gesellschaft gefährden, eine gegnerische Partei diese Aussage dagegen dadurch zu entkräften versucht, dass sie Hilfe für Asylsuchende zur moralischen Pflicht erklärt, streiten beide Parteien nicht über das Gleiche, sondern tragen eine Auseinandersetzung über die Frage aus, welche Inhalte und Meinungen überhaupt zulässig sind. Der herrschende Dissens zwischen sogenannten Wut- und Gutbürgern erhält seine Dynamik dadurch, dass mithilfe medialer Techniken der Tabuisierung und Emotionalisierung polarisierende Stimmungen erzeugt werden.

Stegemanns Verdienst ist es, mit einfachen Worten und anschaulichen Beispielen im allgemeinen Fortschrittsglauben angelegte regressive Tendenzen anhand des »Moralismus der Heuchler und der schönen Seelen« kenntlich zu machen. Trotz des fragwürdigen Versuchs, durch Gründung der *Sammlungsbewegung Aufstehen* Theorie in die Praxis zu überführen, ist die Lektüre des Buchs zu empfehlen.

II. Kisslers *Widerworte*

Das Nachdenken – immerhin wesentliche Voraussetzung für die Fähigkeit, etwas zu begreifen – verkommt innerhalb schablonisierter Denkformen zum bloßen Nachweismittel für anständige und angepasste Gesinnung. Sprachschaumkraft ersetzt politisches Denken. Kissler nimmt dies zum Anlass, anhand 15 ausgewählter Phrasen der offiziellen politischen Rede nachzuweisen, dass die Phrase »der sprachliche Kokon um eine Redeverweigerung, der verbale Guss auf einem strategischen Schweigen« ist. Er sieht die Phrase da beginnen, wo das Denken aufhört. Als kollektives Herrschaftsinstrument sei ihr natürliches Habitat die Politik. Durch moralischen Dauergebrauch und strategische Instrumentalisierung treibe sie aber eine Implosion der Begriffe im Gleichklang voran.



»Zur Phrase wird ein Spruch, wenn er einen wahren Teilaspekt ausspricht und diesen zur ganzen Wahrheit erklärt. [...] Dem Widerspruch nimmt sie die Kraft, weil sie die unmittelbare Einsichtigkeit für sich hat. Sie ist gepanzert mit dem gesunden Menschenverstand und verbirgt so ihren angreifbaren Kern.« Keinesfalls will er Phrasen als Lügen verstanden wissen, sondern vielmehr als schwarze Löcher unserer Kommunikation. Ihre Verwendung ziele darauf ab, Einverständnis zu erzeugen. Gerade deshalb bedürfte sie der Auslegung, der sie sich aber durch ihren rhetorischen Gestus und ihren Kontext entziehe.

Kissler liest Phrasen wie »Heimat gibt es auch im Plural«, »Vielfalt ist unsere Stärke«, »Wir schaffen das«, »Europas Werte ertrinken im Mittelmeer« oder »Menschlichkeit kennt keine Obergrenze« gegen den Strich. Wenn es ihm auch meist gelingt, inflationär gebrauchte Worthülsen spitzzüngig als solche vorzuführen, verharrt er doch überwiegend auf der Oberfläche tagesaktueller Geschehnisse. Statt metapolitischer Analyse liefert er gut lesbare Kommentare.

Was die Lektüre aber besonders versüßt, sind die kurzen Passagen, worin der Autor selbst in eine schwülstige Phrasenhaftigkeit zurückfällt: »Heimat sind die ersten Schritte und ist die Einsicht, dass du wurdest, ehe du warst. [...] Heimat ist, wozu du Ja sagst und wo du bleiben willst für lange Zeit, dem du die Treue hältst über Abstoßungen hinweg. Heimat verlangt Bekenntnis, geht aber im Bekenntnis nicht auf.« Seinem konservativen Publikum mag dies gefallen, doch produziert er damit stellenweise genau das, was er sich zu kritisieren vornimmt, nämlich Floskeln: »Nur weil Menschen sich im selben Raum befinden, [...] entwickeln sie kein Gruppen-Wir. Ohne Geschichte und ohne Identität bleibt das Bunte nur eine unverbundene Mehrzahl.«

III. Graus *Hypermoral*

Graus Schreiben ist das Vergnügen anzumerken, dass es ihm bereitet hat, Hohn und Spott über die Auswüchse der Hypermoral und ihre Apologeten auszukippen. Dabei wurden leider Abstriche beim Redigieren gemacht. Doch immerhin entfaltet er eine überwiegend präzise und pointierte Analyse der zur »Gesinnungs- und Lifestylefrage« aufgeblähten »religiöse[n] Großerzählung«. Die Hypermoral möchte er als säkulares Erbe religiöser Absolutheitsansprüche und des teleologischen christlichen Weltbildes verstanden wissen. Die Lehre des evident Guten begründe den humanistischen Maximalismus zur Errichtung des Edelmenschentums. Was er über die Rolle der Massenmedien und Massenmenschen schreibt, ist trotz geringer Originalität lesenswert. Unvermeidlich wirkt seine ablehnende Haltung gegenüber Konsum, Hedonismus und Universalismus.

Was er als »Utopie einer ausschließlich nach rigiden moralischen Normen organisierten Gesellschaft« verurteilt, schließt er mit der Rolle des Intellektuellen kurz. Es überrascht, dass Grau in einer Zeit schwindender Freigeistigkeit ausgerechnet ihnen den Sieg der Reflexion über die Tradition anlastet. Wenn er den Intellektuellen-Typus als »Fachmann für das richtige Handeln«, »Hohepriester der neuen [...] Moral« oder »Gestalt des säkularen Priesters« dämonisiert, mag das darauf zurückzuführen sein, dass auch konservative Denke dazu neigt, dem Intellekt eine abstrakte und zersetzende Kraft zuzuschreiben und damit in seiner Wirkung maßlos zu überschätzen. Dass Intellektuelle versucht sind, geistige Unabhängigkeit gegen Publicity einzutauschen, zeichnet Kulturbetriebsintrigantentum, nicht aber kritisches Denken aus.

Wie bei Kissler schimmert auch bei Grau eine Sehnsucht nach der guten alten Zeit durch: »Die Welt der Eltern und Großeltern mit ihren Überlieferungen und lokalen Verortungen wird als einengend [...] empfunden. Man betet seine Ahnen nicht mehr an, man verurteilt sie.« Ihm stößt der »Krieg gegen die eigene Vergangenheit« sowie der Verlust dessen bitter auf, »was traditionell Identität und Zugehörigkeit stiftete.« Störend ist der affirmative Gebrauch des kryptischen Identitätsbegriffs, der, weil er Krisen- und Schwundbegriff zugleich ist, mehr verhüllt als offen legt. Dahinter verbirgt sich vielleicht die Ahnung, dass der rebellische Konformismus der Vielen die ideologische Funktion übernommen hat, die ehemals der ohnehin gebrochenen nationalen Identität zukam.

Alexander Grau: *Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung.* München (Claudius), 2017, 12 Euro

Alexander Kissler: *Widerworte. Warum mit Phrasen Schluss sein muss.* Gütersloh (Gütersloher Verlagshaus), 2019, 18 Euro

Bernd Stegemann: *Die Moralfalle. Für eine Befreiung linker Politik.* Berlin (Matthes & Seitz), 2018, 18 Euro

---

Marcel Matthies ist als Komparatist an der Universität in Halle tätig. Er verfasst außerdem regelmäßig Rezensionen, lektoriert Texte und sieht davon ab, eine Schreibwerkstatt zu besuchen.

Grenzen der Psychoanalyse

Florian Müller über die Essaysammlung *Freiheit und Trieb* von Renate Göllner.

Bereits 1910 betonte Sigmund Freud, dass sich die Gesellschaft im Widerstand gegen die Psychoanalyse befindet; denn, so führt Freud weiter aus, die Psychoanalyse verhalte sich der Gesellschaft gegenüber kritisch, indem sie ihr einen großen Anteil an der Verursachung der Neurosen zuschreibt. Am Widerstand gegen die Psychoanalyse hat sich bis heute nichts geändert. Obwohl sie als Heilverfahren wissenschaftlich anerkannt ist, spielt sie gesellschaftlich und im universitären Betrieb nur eine marginale Rolle. Gegenüber denjenigen Therapieverfahren, die einer auf Wertverwertung basierenden Gesellschaft eher entsprechen, da sie schneller und effizienter Erfolg verheißen und auf die Wiederherstellung der Funktionstüchtigkeit des Einzelnen abzielen, hat eine Psychoanalyse, die Zeit benötigt, und, zumindest in ihrer orthodoxen Variante, auf Selbsterkenntnis angelegt ist, keine Chance. Anstatt sich aber auf ihr kritisches Potential zu besinnen und über die eigenen Grenzen hinauszugehen, wie es Freud und seine Schüler versucht haben, bis sie vom Nationalsozialismus ins Exil vertrieben wurden, haben sich die Vertreter der etablierten Psychoanalyse ins eigene Behandlungszimmer zurückgezogen und vermögen heute kaum mehr über ihren eigenen Tellerrand hinauszublicken. Dort, wo versucht wird, anschlussfähig an Nachbarwissenschaften zu bleiben, um einem vermeintlichen Determinismus Freuds zu entfliehen und die Psychoanalyse weiter zu entwickeln, werden stattdessen Allianzen mit dem strukturalistischen Determinismus der symbolischen Ordnung eingegangen, die sie um ihren letzten kritischen Stachel bringen.



Renate Göllner hat nun ein Buch unter dem Titel *Freiheit und Trieb. An den Grenzen der Psychoanalyse* vorgelegt, in dem sie sich gegen diesen Determinismus wendet und durch das Überschreiten der Psychoanalyse auch deren eigene Grenzen aufzeigt. Der Band, der ihre gesammelten Essays aus den Zeitschriften *sans phrase* und *Context XXI* enthält, hebt durch die gebündelte Form der Essays die inhaltliche Kohärenz der unterschiedlichen Beiträge deutlicher hervor. Bereits die Konjunktion im Titel des Buches verdeutlicht einen Zusammenhang zwischen diesen beiden zentralen Begriffen der Essays: dass auch der Triebbegriff einer Bestimmung dessen bedarf, inwiefern ein gewisser Grad an Freiheit angenommen werden kann; ohne diese Bestimmung besteht die Gefahr, in einen Determinismus zu verfallen, der zwar Freud immer wieder vorgeworfen wurde, aber von seinen Anhängern vertreten wurde. Insofern nimmt der erste Essay eine zentrale Rolle ein, da Göllner in diesem, anhand von Jean-Paul Sartres Auseinandersetzung mit Gustave Flaubert, die Besonderheit von Freuds Begriff der Neurosenwahl herausarbeitet. Sie verdeutlicht darin, dass auch das Ich sich aus dem vorhandenen Bündel an Trieben einen auswählt, ihn als seinen eigenen erkennt und zum Ausdruck bringt. Die Einsicht in diese Wahl, die gewissermaßen einer Selbstwahl entspricht, führt zur Erkenntnis über die Verantwortung für das eigene Handeln. Es gelingt ihr dadurch, Freuds Widersprüchlichkeit deutlich zu machen, dass er einerseits davon ausgeht, der Mensch werde von unbekannten, unbeherrschbaren Mächten gelebt, andererseits aber einen Grad der Freiheit annimmt, der psychoanalytisch nicht mehr aufzuklären ist. Gerade die Auseinandersetzung mit der existentiellen Psychoanalyse Sartres, für den das Unbewusste eine Provokation darstellt: »Ein Nichts, das dennoch *Ding an sich* sein soll« (S. 14) und es deswegen nicht gelten lassen kann, ermöglicht es, die Widersprüche im Freud'schen Denken zu verdeutlichen und deren Grenzen zu erkennen; sie ermöglicht Göllner, die Paradoxie im Freud'schen Denken aufzuzeigen, dass Freud von einer Disposition des Individuums ausgeht und gleichzeitig am Begriff der Wahl festhält. Eine ähnliche Paradoxie »gilt im Grunde für alle zentralen Begriffe der Psychoanalyse, so auch für den der Verdrängung: um von ihr sprechen zu können, muss bereits ein Bewusstsein angenommen werden, aus dem etwas verdrängt werde« (S. 15). Es verdeutlicht aber auch die Grenzen von Sartres Philosophie, denn durch die Leugnung eines Unbewussten ist es ihm nicht möglich, die Entstehung eines Ichs zu erklären. Die Auseinandersetzung mit seiner Philosophie führt aber zu einer Frage, die das ganze Buch durchzieht: Ist der Einzelne durch seine persönliche Disposition und die Bedingungen des Kapitalverhältnisses, denen er unterworfen ist, bereits determiniert oder in der Lage, sich auch anders zu entscheiden. Es geht also um die Frage, »wie der jeweils Einzelne Entscheidungen trifft, um dem falschen Allgemeinen zu entgehen« (S. 27). Wie dies versucht wird, zeigt Göllner vor allem in ihren literarischen Essays. Exemplarisch wird das anhand von Niklas Franks Abrechnung mit seinem Vater, der als Generalgouverneur von Polen den Tod Millionen von Juden zu verantworten hatte, deutlich. Göllner, die Niklas Franks Buch als »kategorischen Imperativ der Entnazifizierung« (S. 179) bezeichnet, hebt hervor, dass Frank zugleich die Legende der Bewältigung widerlegt und sich dem Weitertragen des postnazistischen Erbes widersetzt. Sein Buch ist nicht nur eine Abrechnung mit seinem eigenen Vater, sondern mit einer ganzen Generation von Nachkommen, die, anstatt den Bruch mit ihren Tätervätern zu vollziehen, in eine familiäre Gefühlsduselei versinken und sich selbst als Opfer gerieren.

In dem Essay über die *Verdrängung der Bisexualität* führt Renate Göllner aus, dass Freud den Menschen als nicht so festgelegt ansieht, wie seine Kritiker und Nachfolger, sondern einen offenen Naturbegriff vertritt, der dem der kritischen Theorie ähnlich ist. Anhand seiner Theorie der konzeptionellen Bisexualität verdeutlicht sie, dass Freud es als erklärungswürdig ansieht, warum sich der Mann überhaupt eine Frau als Objekt seiner Begierde aussucht. Der Begriff der konstitutionellen Bisexualität zielt nicht nur auf eine biologische Konstitution ab, sondern auch auf die Objektwahl, die im Unbewussten bereits vollzogen ist. Und diese Objektwahl, als psychische Dimension, steht im Zentrum von Freuds Untersuchungen. Er sieht diese Objektwahl, die unabhängig vom Geschlecht vollzogen wird und damit eine konstitutive Unbestimmtheit des Triebziels ist, als das Ursprüngliche an. Von Bisexualität »kann nur gesprochen werden, wenn beide Seiten, Natur und Gesellschaft existieren« (S. 89), denn es ist gerade die Kastrationsdrohung, die das gesellschaftliche Verhältnis der Geschlechter bestimmt. Mit dem Verdrängen der Bisexualität geht allerdings auch die Bedeutung des Triebbegriffs verloren. Es ist vor allem Jacques Lacans Weiterentwicklung der Psychoanalyse, die Natur und Materie leugnet und alles im Begriff des Phallus aufgehen lässt und in der das Begehren nach Unterwerfung durch das Opfer verlangt. Göllner ist zuzustimmen, wenn sie herausarbeitet, dass auch die Kritiker des Lacanschen Strukturalismus selbst einem Determinismus zu verfallen drohen, wenn sie, wie im Falle von Janine Chasseguet-Smirgel und Béla Grunberger, diesem einen Narzissmus entgegenhalten, der selbst biologistisch erklärt wird.

Dass sich die Psychoanalyse dort um ihren kritischen Gehalt bringt, wo sie selbst hinter wichtige Einsichten Freuds zurückfällt, zeigt Göllner an einer ansonsten so gewagten und kühnen Denkerin wie Melanie Klein, die Wesentliches zur Weiterentwicklung der Psychoanalyse beigetragen hat. Klein geht davon aus, dass die Über-Ich Entwicklung, und damit verbunden auch der ödipale Konflikt, wesentlich früher einsetzen und an die Entsagung der mütterlichen Brust gebunden sind. Damit wird das Über-Ich von seiner gesellschaftlichen Funktion entkoppelt und erhält seine rigide und strafende Form nicht durch die Kastrationsdrohung und Verbot und Strafe durch die Eltern, sondern durch den Entzug der mütterlichen Brust im Zuge der Entwöhnung. Die Leistung Kleins, die Bedeutung von unbewussten Phantasien betont zu haben, kippt um, wenn sie diese Phantasien anthropologisiert. Göllner macht darauf aufmerksam, dass Klein im Konzept der »Vereinigten Eltern-Figur« in der Phantasie des Kindes, eine »genuine Heterosexualität« festschreibt und damit »die sich radikal gebärdende Klein, … als die auf eine gute Erziehung erpichte Lehrerin der Heterosexualität entpuppt« (S. 118). Wie Grunbergers Narzissmuskonzeption bleiben auch Kleins Theorien einem Biologismus verhaftet, wenn sie »Weiblichkeit und Männlichkeit als von Geburt an existierenden Gegensatz anthropologisiert, insofern sie gerade das gesellschaftliche Faktum der Kastrationsdrohung verdrängte« (S. 124).

Es geht aber nicht nur um die Grenzen der Psychoanalyse selbst, sondern auch um diejenigen Grenzen, die entstehen, wenn die Psychoanalyse als Erkenntnismethode gerade nicht mit einbezogen wird. Göllner zeigt dies vor allem am Misstrauen des Feminismus gegenüber der Psychoanalyse auf und verdeutlicht, dass der Feminismus dadurch nicht in der Lage ist, unbewusste Konflikte und Abhängigkeiten in den Geschlechterverhältnissen kritisch zu reflektieren, sondern es wird »die Verantwortung pauschal auf den ‚Mann' oder auf das ‚Patriarchat' übertragen« (S. 150). Göllner ist darin zuzustimmen, dass die Psychoanalyse den pathischen Gehalt von Projektionen auf Frauen, die als Reaktionsbildung auf die Auflösung personengebundener Herrschaftsformen verstanden werden müssen, und ihr Zusammenhang mit den Projektionen auf Juden freilegen kann; warum mit der Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft kollektive Formen der Gewalt gegenüber Frauen abnahmen, Juden und Jüdinnen aber weiterhin mit dieser Gewalt rechnen müssen, darüber kann die Psychoanalyse unmittelbar keine Auskunft geben. Nur in Zusammenhang mit den Funktionsweisen kapitalistischer Vergesellschaftung wird erkennbar, dass die Juden als »Verkörperung der abstrakten Seite des Kapitals phantasiert« (S. 152) werden. Die Psychoanalyse ist als Erkenntnisinstrument notwendig, während gleichzeitig auch über ihre Grenzen hinausgegangen werden muss. Andernfalls ist es weder möglich Antworten zu finden, warum der Hass immer wieder die Juden – und Israel als ihren Staat – trifft und gleichzeitig die unmittelbare Gewalt gegen Frauen und Homosexuelle in islamischen Gesellschaften wieder organisierte Gestalt annimmt, noch ist es möglich den antisemitischen Wahn als Krisenlösungsmodell des Kapitals zu denunzieren.

Renate Göllner: *Freiheit und Trieb. An den Grenzen der Psychoanalyse. Essays.* ça ira Verlag. Freiburg Wien 2019. 224 S., 15 Euro.

Florian Müller lebt und arbeitet in Nürnberg und schreibt gelegentlich für die Zeitschriften sans phrase *und* Pólemos.

LINZ-RAD
DU KANNST MICH KOSTENLOS AUSBORGEN!

Lastenfahrräder sind eine umweltfreundliche Alternative zum Transportieren von Kindern bzw. Lasten bis ca. 100 kg wie zum Beispiel Getränkekisten, Umzugskartons, Fernseher, eine Waschmaschine und vieles mehr.

Nutze daher die Gelegenheit und leih dir kostenlos ein Lastenfahrrad bei der Stadtbibliothek Linz aus. Es stehen derzeit die Modelle **Bicicapace Classic** (Stadtbibliothek Urfahr / Neues Rathaus) und **E-Babboe** (Stadtbibliothek Wissensturm) zur Verfügung.

Ein Transportfahrrad ist gerade bei kurzen Strecken im Stadtgebiet eine unschlagbare Alternative – keine Parkplatzsuche, du stehst nicht im Stau und tust der Umwelt etwas Gutes!





Alle Details zum Ausleihen inkl. der Nutzungsbedingungen finden sich unter:
www.linz.at/linzrad.php

Ein Gemeinschaftsprojekt des Umweltmanagements
der Stadt Linz und der Stadtbibliothek

Umweltstadträtin Mag.a Eva Schobesberger

Linz verändert

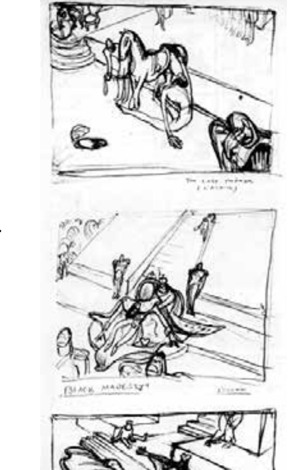
Lektionen in Hollywood

Melanie Letschnig gibt einen Überblick über Sergej Eisensteins unfertige US-Projekte.

Der Filmregisseur, Theatermacher, Theoretiker und schlecht stillsitzende Sergej Michailowitsch Eisenstein (1898 – 1948) gilt als einer der bildgewaltigsten Vertreter des sowjetischen Kinos. Mit seinen bereits für die Bühne entwickelten Montagekonzepten, die den_die Zuschauer_in als das »Material« voraussetzen, das es im Sinne des sozialistischen Gedankens zu bearbeiten gilt, konzipiert er ab den 1920er Jahren die avantgardistische Ästhetik einer Bewegung der Massen. Filme wie *Bronenosec Potemkin* (*Panzerkreuzer Potemkin*), *Stachka* (*Streik*) und *Generalnaia Linia* (*Die Generallinie*) gelten diesbezüglich als Gebrauchsanweisung. Eisenstein ist ein Vielarbeiter und handelt künstlerisch stets übermäßig. Seine Arbeit ist gekennzeichnet von einem Ideenreichtum, der sich zu Projekten verzweigt, die regelmäßig aufgrund politischer Einwirkungen gekappt werden. Eine Zeit des Nichtfertigstellens ist Eisensteins USA-Phase, deren abgebrochene Baustellen ich im Folgenden skizzieren möchte.

Paramount, unüberwindbar

Wer viel schafft, scheitert ab und zu. Zahlreiche Ideen, waghalsige Ansätze, diese Ideen in eine konkrete Form zu gießen, engstirnige und ungeduldige Geldgeber und politische Machtträger mit rigorosen Repräsentationsvorstellungen legen die Pläne lahm, und so weist das Gesamtwerk Eisensteins eine Sammlung von unfertigen Projekten auf, die sich unter anderem aus einem mehrjährigen Aufenthalt in den USA speisen. Von 1930 bis 1932 ist Eisenstein dort Gast und das kam so: Im April 1930 trifft Eisenstein Jesse Lasky in Paris. Lasky ist der Produktionschef von Paramount – eines der zu diesem Zeitpunkt erfolgreichsten US-amerikanischen Filmproduktionsstudios – und verhandelt mit dem sowjetischen Regisseur über einen Filmdreh. Bereits neun Tage nach diesem Treffen wird Eisenstein von Paramount unter Vertrag genommen. Er reist mit seinem Kameramann Eduard Tisse in die USA, Grigori Alexandrow – Co-Regisseur und Drehbuchautor – folgt ihnen bald. Eisensteins Rekrutierung findet in einer Zeit statt, in der die Hollywood-Industrie unverwundet von der Großen Depression scheint, die Umsätze sind hoch, doch schon in den nächsten Monaten werden sich die Zahlen ins Negative wenden.[1]



Sergei Eisensteins Skizzen zur Verfilmung von John W. Vandercooks »Black Majesty«. (Quelle: Eisenstein-Kabinett, Moskau)

Doch bevor es soweit ist, garantiert Paramount Eisenstein in der Umsetzung seines Projektes freie Stoffwahl und Hand bezüglich der Regie, lässt es sich aber nicht nehmen, Vorschläge zu machen: darunter Lion Feuchtwangers *Jud Süß*, *RAR* von Karel Čapek oder Jonathan Swifts *Gulliver's Travels*. Eisenstein lässt Paramounts Wünsche liegen und konzentriert sein Interesse auf eine andere literarische Vorlage – den Roman *L'Or* des französischen Schriftstellers Blaise Cendrars, in dem der Autor die Geschichte des Kolonialisten Johann August Sutter erzählt, dessen Reichtum buchstäblich von den Goldrauschenden überrannt wurde. Paramount zeigt sich angetan, Eisenstein verfasst mit seinen Kollegen und Freunden Ivor Montagu und Grigori Alexandrow in wenigen Tagen das Drehbuch und Paramount lehnt das Projekt wegen – so erläutern die Eisenstein-Spezialist_innen Oksana Bulgakova und Dietmar Hochmuth – »sozialer Zuspitzung«[2] ab.
Ein weiteres Projekt, das »beinahe realisiert wurde«[3], ist die Verfilmung von Theodore Dreisers Roman *An American Tragedy*, die Geschichte eines Mannes aus bescheidenen Verhältnissen, der Gefallen an der Idee des sozialen Aufstiegs findet und dafür moralische Prinzipien vollkommen über Bord wirft. Wiederum hat das Dreiergespann Eisenstein/Alexandrow/Montagu ein Drehbuch verfasst, das von Paramount zurückgeschmissen wird. Auf der Allunionskonferenz sowjetischer Filmschaffender 1935 wird Eisenstein rückblickend und systemkonform berichten: »Uns interessierte das Thema des allmählichen Verfalls eines jungen Mannes des 20. Jahrhunderts, der zum Schmarotzer wurde, in einige für die bürgerliche Gesellschaftsordnung charakteristische Situationen geriet und dann nach und nach zum Verbrechen getrieben wurde. Dieses Thema interessierte uns als eine Art negative Gegenüberstellung zu jenem Typ eines jungen Menschen des 20. Jahrhunderts, den es nur bei uns geben kann.«[4]
Wie bei *L'Or* ist es der sozialkritische Schwerpunkt, an dem sich die Verantwortlichen von Paramount stoßen, neben der politisch motivierten Ablehnung hat das Produktionsstudio aber auch die Kinokassen im Blick und wünscht sich mehr Melodrama und Crime.[5] Letztendlich wird der österreichische Exilregisseur Josef von Sternberg den Film drehen, obwohl sich Dreiser für Eisenstein ausgesprochen hat.

Nachspiel – *Black Majesty / Chernyi konsul*

Gleichzeitig mit Paramounts Zurückweisung von *An American Tragedy* kommt auch das Nein für ein weiteres Projekt, für das sich Eisenstein begeistert. Es handelt sich um die Verfilmung eines Romans von John W. Vandercook mit dem Titel *Black Majesty*. Im Zentrum steht die historische Figur Henri-Christophe, der gemeinsam mit Toussaint Louverture und Jean-Jacques Dessalines in der Haitianischen Revolution gekämpft hatte und sich 1811 zum König von Nord-Haiti ausrufen ließ.
1931, als sich Eisenstein in Mexiko aufhält und dort Material für seinen Film QUE VIVE MEXICO! – ebenfalls ein nie zu Ende gebrachtes Unterfangen – dreht, fertigt er Skizzen für einzelne Szenen an. 1932 kehrt der Regisseur in die Sowjetunion zurück und wird dort vom Autor Anatoli Winogradow kontaktiert[6], der – und das kommt dem Interesse des Regisseurs klarerweise entgegen – gerade an einem Text mit dem Titel *Chernyi konsul/Der schwarze Konsul* arbeitet, Thema: die Haitianische Revolution. Anders als Vandercook legt Winogradow Toussaint Louverture als Protagonisten fest, der von Solomon Michoëls verkörpert werden sollte. Für die Rolle des Henri-Christophe hat Eisenstein den charismatischen Sänger, Schauspieler, Footballplayer, Juristen und Bürgerrechtsaktivisten Paul Robeson im Auge, dessen Schallplatten er in seiner Zeit in New York gehört hat.[7] Robeson ist außerdem ein großer Freund der »sozialistischen Idee«[8], ein Umstand, der ihm während der McCarthy-Ära einen sicheren Platz auf diversen Schwarzen Listen verschaffen wird.



Paul Robeson und Sergei Eisensteins Treffen am Moskauer Bahnhof, 20. Dezember 1934.

Nachdem Eisenstein und Vinogradov mit Sojuskino, der zentralen Behörde für Kinowesen in der Sowjetunion, 1932 einen Vertrag über das Drehbuch zu *Chernyi konsul* abschließt[9], kommt es im Dezember 1934 am Moskauer Bahnhof endlich zum ersehnten ersten Treffen zwischen dem Regisseur und Paul Robeson. Die beiden verbringen zwei Wochen miteinander, der Regisseur führt den Schauspieler und seine Frau Eslanda in seine Kreise ein, Robeson ist beseelt von der Offenheit, mit der ihm die Menschen begegnen. Zurück in den USA überzeugt der Star den Regisseur James Whale, den Komponisten Jerome Kern und den Theatermacher Oscar Hammerstein II, wiederum die Filmrechte an John Vandercooks *Black Majesty* zu erwerben. 1936 planen Eisenstein und Robeson, sich erneut zu treffen, doch die Pläne fangen an, im Sand zu verlaufen, bis sowohl die Verfilmung von *Black Majesty* als auch von *Chernyi konsul* 1937 zu Grabe getragen werden (müssen).

Die Zusammenschau des Anbahnens und Verworfenwerdens von Eisensteins gescheiterten US-Projekten lässt erahnen, dass sie am allerwenigsten an ihm selbst gescheitert sind. Vielmehr devastieren sowohl das politische Klima des Westens als auch des Ostens seine Pläne. Die Filmproduktion in Hollywood ist ab den 1930er Jahren geprägt durch den Hays-Code – einer Anleitung zur vielfachen Selbstzensur, um den Filmen Leinwandpräsenz zu garantieren. Und die Kulturpolitik der Sowjetunion setzt auf die Massentauglichkeit von Filmen und bemüht sich redlich, der künstlerischen Arbeit von Eisenstein und Co. die Avantgarde auszutreiben. Glücklicherweise fanden sich hie wie dort Wege, machthaberische Vorstellungen von Repräsentation durch in ihrer Überzeichnung subversive Bildsprachen der Lächerlichkeit preiszugeben. Wer die Realität nicht brechen kann, kann sie zumindest beugen.

---

[1] vgl. James Goodwin: »Eisenstein. Lessons with Hollywood« In: Al La Valley & Barry P. Scherr: Eisenstein at 100. A Reconsideration. New Brunswick u. a. 2001, S. 91.
[2] Anmerkung zu Sergej Eisenstein: »Rede auf der Allunionskonferenz sowjetischer Filmschaffender« (1935) In: ders.: Das dynamische Quadrat. Schriften zum Film. Übersetzt und herausgegeben von Oksana Bulgakova und Dietmar Hochmuth. Leipzig, 1988, S. 359.
[3] a.a.O., S. 120.
[4] ebd.
[5] vgl. Goodwin, »Eisenstein. Lessons with Hollywood«, S. 93.
[6] vgl. Anmerkung zu Eisenstein, »Rede auf der Allunionskonferenz sowjetischer Filmschaffender«, S. 359.
[7] So berichtet es Robesons Sohn Paul Robeson Jr., vgl. Charles Forsdick & Christian Høgsbjerg: »Sergei Eisenstein and the Haitian Revolution: ‚The Confrontation Between Black and White Explodes Into Red'« In: History Workshop Journal, Issue 78/2014, S. 167.
[8] vgl. dazu Lauren McConnell: »Understanding Paul Robeson's Soviet Experience« In: Theatre History Studies, Vol.30/2010, S. 138-153.
[9] vgl. Anmerkung zu »Rede auf der Allunionskonferenz sowjetischer Filmschaffender«, S. 359.

Melanie Letschnig ist Universitätslektorin für Filmwissenschaft an der Universität Wien und unterrichtet Deutsch als Zweit- und Fremdsprache. Sie liebt Paul Robesons Stimme und amüsiert sich stets über die nur mäßig verblümten sexuellen Anspielungen in Eisensteins Filmen.

Unfreie Improvisation

Warum es im akademischen Betrieb statt Projektemacher nur noch Projekte gibt, erklärt *Magnus Klaue.*

Seit einigen Jahren interessieren sich die Kulturwissenschaften verstärkt für den Typus des Pläneschmieds. Als Urform und zugleich als bedeutender Theoretiker dieser Figur, die im späten 17. Jahrhundert in der englischen Literatur auftaucht, kann Daniel Defoe gelten. In seinem 1697 veröffentlichten »Essay Upon Projects« hat Defoe, der knapp 20 Jahre später mit Robinson Crusoe den wohl bekanntesten Projektemacher der Literatur ersann, Noahs Arche als Beispiel einer Schnapsidee analysiert, die nur durch freundliche Hilfe von oben zum Erfolg geführt werden konnte. Dass unglaubwürdige Zufälle, riskante Improvisationen und eine Art instinktsichere Idiotie für den Typus des Projektemachers charakteristisch sind, lässt sich auch an Defoes Lebensgeschichte nachzeichnen. Während seiner Kindheit wüteten in seiner Heimatstadt London vernichtende Katastrophen, zuerst 1665 die Große Pest, der ein Fünftel der Stadtbevölkerung zum Opfer fiel, ein Jahr später ein aufgrund großer Trockenheit in einer Backstube ausgebrochener Brand, der sich unkontrolliert ausbreitete, fast die gesamte City zerstörte und 100.000 Menschen obdachlos machte; Defoe und seine Familie überlebten, ihr Haus blieb unbeschädigt. Defoe entschied sich für den Kaufmannsberuf und machte sich mit der Mitgift seiner Frau Mary Tuffley, die er mit Mitte 20 heiratete, selbständig. Daraufhin versuchte er sich in unterschiedlichsten Tätigkeiten, als Kolonialwarenhändler, als Schriftsteller, Berater von Herzögen und Politikern sowie als Begründer diverser Wohlfahrtsprojekte, von denen die meisten kläglich scheiterten.



Für sein Projekt eines satirischen Textes über die Kirche stand Daniel Defoe 1703 drei Tage lang am Pranger.

Wegen seiner Kritik an der anglikanischen Kirche wurde Defoe 1703 in Haft genommen, kam jedoch durch die Hilfe eines mit ihm sympathisierenden Speakers des britischen Unterhauses, Robert Harley, bald wieder frei. Da er bei der einfachen Bevölkerung großes Ansehen genoss, konnte Defoe seinen durch die Haft und die abzuleistende Geldstrafe drohenden finanziellen Ruin durch publizistische Arbeit und Auftritte in der Öffentlichkeit abwenden. »Robinson Crusoe«, das er in dieser Zeit wachsenden Ruhms herausbrachte, reflektiert anhand der Figur des auf sich selbst gestellten Überlebenskünstlers solche biographische Erfahrungen. Anders als der Dilettant, der im 18. Jahrhundert zum emblematischen Kulturtypus avancierte und in der Zeit des Fin de Siècle als gelangweilter Dandy wiederkehrte, verliert sich der Projektemacher im Geiste Defoes nicht im passivischen Genuss. Obwohl ihm so wenig wie dem Dilettanten jemals wirklich etwas gelingt, ist er kein Ästhet, sondern ein unermüdlich Handelnder, und gibt sich nicht der Langeweile, sondern überbordender Aktivität hin. In seiner Fähigkeit zu Improvisation und Spontaneität ähnelt der Projektemacher seinem barocken Vorgänger, dem Schelm; in seiner phantasievollen Überredungskunst, die den Mitmenschen den größten Blödsinn als großartige Idee zu verkaufen vermag, der Figur des Hochstaplers. Historisch jedoch gehört der Pläneschmied in die Epoche des erblühenden, aber noch anarchischen Kapitalismus, in die Zeit der naturwüchsigen Konvergenz von Abenteurertum und ökonomischem Fortschritt. Mit der Konstitution der politischen Ökonomie des Kapitalismus als allgemeine Vergesellschaftungsform wurde der Projektemacher wegen seiner Unberechenbarkeit und seines riskanten Lebenswandels zunehmend zur Bedrohung und sank herab in die Sphäre der Halbwelt, der Kriminalität oder des Betrugs.

Wenn die Projektemacherei seit etwa zehn Jahren – angestoßen durch den 2004 von dem Medienhistoriker Markus Krajewski herausgegebenen Band »Projektemacher« – im Wissenschafts- und Kulturbetrieb an Renommee gewinnt, handelt es sich nicht einfach um eine Rückwendung zu Defoe, sondern um die Renaissance einer Renaissance. Bereits in den zwanziger Jahren hatten Bertolt Brecht und im Anschluss an ihn Walter Benjamin das Experiment als ästhetische, speziell als dramatische Form der Projektemacherei zu rehabilitieren versucht. Verbunden damit war die Kritik am Planungsfetisch weiter Teile des damaligen Linkssozialismus, dem der Konnex von Lebendigkeit und Unberechenbarkeit, den Brecht im »Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens« gepriesen hat, ein Dorn im Auge war. Brachten Benjamin und Brecht mit der Figur des Pläneschmieds den fortschrittlichen Impuls des Frühkapitalismus gegen bürokratisch erstarrte Formen des Sozialismus in Anschlag, scheint der Typus des Projektemachers heute eher die Illusion zu befördern, aus den Zerfallsformen politischer Ökonomie lasse sich der Funken für einen heroischen Neuanfang schlagen. Krajewski stellt den Projektemacher in seinem Buch jedenfalls als einen Charakter vor, dessen scheiternde Pläne gerade durch ihr Misslingen den Fortschritt befördern. Historisch ist diese Annahme durchaus plausibel, nicht nur in den Naturwissenschaften, auch in der Technikgeschichte sind Fortschritte nicht denkbar ohne das Prinzip von *Trial and Error*. Thomas S. Kuhn hat in seinen Studien zum Begriff der Revolution in der Physik gezeigt, dass die von ihm so genannten Paradigmenwechsel auf dem Scheitern theoriegeschichtlicher Annahmen beruhen, die oft jahrhundertelang gleichsam blind funktionieren, bis ein Aspekt der Wirklichkeit sich ihnen in einer Weise widersetzt, die eine Revision der gesamten Denkform unausweichlich macht. Wenn ein Paradigma scheitert, wird es dadurch nicht entwertet, im Gegenteil ist sein Versagen nur möglich geworden aufgrund der ihm innewohnenden Gesetze, die mit dem Misslingen den Fortschritt hervorgebracht haben.

Wenn Akademiker sich heute für die Projekthaftigkeit, das heißt: für die Vorläufigkeit, Unvollkommenheit und den provisorischen Charakter ihrer Arbeit begeistern, treibt sie indessen weniger der Wunsch an, mehr über die immanenten Bewegungsgesetze ihrer Tätigkeit herauszufinden, als die Angst, dass diese statt innerer Konsequenz womöglich nur noch äußeren Zwängen folgt. Anders als zur Zeit Brechts und Benjamins ist »Projekt« heute keine genuine Form des Denkens und Handelns mehr, sondern eine Verwaltungsprozedur, die präfabrizierter Formate bedarf. Exposés, Anträge, Rechenschaftsberichte, Kurzpräsentationen und Abstracts sind Schemata einer Projektemacherei, die das Risiko gerade nicht mehr sucht, sondern unbedingt vermeiden will. Ihr tragender Affekt ist nicht, wie beim frühkapitalistischen Pläneschmied, ein an Dummheit grenzender Wagemut, sondern der Kleinmut, die vorauseilende Selbstbescheidung: der verzagte Konformismus desjenigen, der weiß, dass er, um immerfort zu glänzen, niemals auffallen darf. Statt alles auf eine Karte zu setzen, um entweder alles zu gewinnen oder zu verlieren, verwaltet die heutige Projektemacherei ihr prozessierendes Nicht-zum-Ende-Kommen. Jedes Ende, das aus dem Projekt ein Werk machen würde, impliziert notwendig ein Urteil: Mit seinem Ende, das kein Abschluss sein muss, verwandelt es sich in ein Urteil über seinen Gegenstand. Postmoderne akademische Pläneschmiede aber sind konstitutiv urteilslos. Wo immer ihnen bedrohlich ein Gedanke kommt, machen sie daraus einen Vorschlag, und kaum ein Vortrag beginnt ohne ausdrücklichen Hinweis auf den »explorativen«, »tentativen«, mit anderen Worten: so beliebigen wie belanglosen Charakter dessen, was folgt und »immer im Fluss« ist. Weil aber, wer einander nur Vorschläge macht, nicht miteinander streiten kann, findet das akademische Publikum das hohlste Geschwätz mindestens »total spannend«, wenn nicht »superinteressant«.

Die Ostentation, mit der in der Drittmittelökonomie geistig Arbeitende betonen, alles, was sie tun, sei ein »Prozess«, bezeugt dabei das Zwangsverhältnis, von dem solche Rede der Ausdruck ist. Schon der Projektemacher des 17. und 18. Jahrhunderts war, wie Defoes Beispiel zeigt, getrieben von den Gefahren und Zumutungen eines unabwägbaren Lebens. Doch während in der Frühphase der bürgerlichen Gesellschaft das Vertrauen darauf, dass der Risikofreudige, der seine Existenz aufs Spiel setzt, sie um Ruhm und Vermögen bereichert zurückerhalten könnte, einen rationalen Kern in der Wirklichkeit besaß, weiß in der nachbürgerlichen Gesellschaft jeder, dass Selbstpreisgabe und Selbstzerstörung dasselbe geworden sind. Daher das bornierte, Erfahrung nicht erhoffende, sondern abwehrende Moment heutiger Projektemacherei, ihr Stumpfsinn und ihre vorhersehbare Ödnis: Während Defoe in seinen Flug- und Programmschriften selbst für die unwahrscheinlichsten Einfälle mit dem Pathos der Seriosität warb, verkaufen die Projektanträge heutiger Pläneschmiede das Mittelmaß in allen Varianten in schreiender Akklamation. Je überflüssiger der Betrieb, je standardisierter seine Produkte, umso begeisterter werden sie von einem Publikum angenommen, das längst weiß, dass es sich um keinen Preis durch den triftigeren Gedanken von den Usancen akademischer Kommunikation abheben darf.

Anders als in der frühbürgerlichen Zeit der Projektemacherei kann das Publikum, an das der heutige Pläneschmied sich wendet, als Öffentlichkeit kaum bezeichnet werden. Die frühbürgerliche Öffentlichkeit entsprach dem sich entwickelnden Markt darin, dass sich in ihr unvorhersehbar verschiedene, einander fremde Menschen trafen, nicht um sich zusammenzuschließen, sondern um in doppeltem Sinn miteinander zu handeln. Dass bei solchem Handel auch das Kuriose und Unwahrscheinliche Anklang zu finden vermochte, war formgebend für das britische Verständnis gesellschaftlicher Liberalität; am 1872 im Londoner Hyde Park entstandenen Speaker's Corner, schon eher Nachklang als Ausdruck solcher Geisteshaltung, konnten Spinner, wenn es ihnen gelang, ihre Spinnerei unterhaltsam an die Leute zu bringen, größere Erfolge verbuchen als vernünftige Langweiler. In den Rededuellen, die an britischen Universitäten trotz Herrschaft von politischer Korrektheit und Freiraumirrsinn heute noch regelmäßig zwischen Gegnern stattfinden, die nach wechselseitiger Verunglimpfung miteinander ins Pub gehen, lebt etwas davon fort. Ansonsten aber transformieren sich die Universitäten in Zeiten von Drittmittelförderung, akademischem Outsourcing und der Vorherrschaft der Forschungsgemeinschaften in Pseudo-Öffentlichkeiten, die ihr Publikum ausschließlich aus dem eigenen Milieu rekrutieren. Weit davon entfernt, gegen die Institution Neues zu erschließen, wird der Projektemacher dabei zum bloßen Anhängsel des Projekts, das ihm das Überleben sichert. Weil diese Tendenz nicht auf die Akademie beschränkt ist (im Kunstbereich ist sie ebenfalls weit fortgeschritten), sich aber nur auf ihrer Bühne gleichzeitig ausleben und reflektieren lässt, entdecken gerade postmoderne Akademiker den Projektemacher in sich. Noch die Erkenntnis, dass sie am Tropf erzwungener Improvisationen hängen, wird ihnen zum Gegenstand einer geistigen Arbeit, die den einzigen Zweck hat, über jene Einsicht hinwegzutäuschen.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«. Im Ça-Ira-Verlag ist das Buch »Verschenkte Gelegenheiten« erschienen.

Kapitalistische Landnahmen und die Stadt

Die neoliberale Stadt zwischen Kommerz und Kontrolle: Ein Essay zur Veränderung des Raumes von *Kristina Binner* und *Fabienne Décieux*.

Die Diskussion um sogenannte »Hotspots« in Linz (wie bspw. den Hessenplatz), Plakate, die dazu aufrufen »auf Linz zu schauen«, die Stadtwache, die mittlerweile bereits seit fast 10 Jahren existiert – es ließen sich noch weitere Beispiele finden, mit welchen Anrufungen die Debatte und der Diskurs um Linz in den letzten Jahren geführt werden. Diese Aufzählung verweist auf spezifische Entwicklungen oder Verschiebungen, die vor dem Hintergrund genereller gesellschaftlicher Transformationen zu verstehen sind, die zu einer veränderten Bedeutung des städtischen Raumes führen. Im Folgenden werden wir mit diesen Transformationen zusammenhängende Entwicklungen skizzieren und sie an geeigneten Stellen mit Beispielen aus der Stadt Linz illustrieren.

Die unternehmerische Stadt: Globalisierung, Lokalisierung, Vermarktlichung und Kommerz

Seit den 1980er Jahren finden weitreichende Veränderungen statt, die im deutschsprachigen Raum unter anderem mit Begriffen wie Neoliberalismus oder Globalisierung verhandelt werden. In der Humangeographie und Soziologie sprechen wir hier auch von einer *Glokalisierung*, denn es ist nicht so wie vielfach suggeriert wird, dass durch die Rekonfiguration des Kapitalismus und teilweise der Politik die lokale Ebene irrelevant wird. Im Gegenteil, durch eine vermehrte Ablösung von der nationalstaatlichen Ebene – auf wirtschaftlicher und politischer Ebene – verdeutlicht sich, dass es mehrere soziale Ebenen gibt, die für Politik und Kapitalismus relevant sind oder ggfs. relevanter werden. In diesem Kontext des neoliberalen Umbaus gewinnt bspw. die städtische Ebene an Bedeutung, wenngleich diese historisch als Ort der kapitalistischen Produktionsweise schon immer eine gesellschaftlich besondere Bedeutung einnahm (Atzmüller 2010; Engels 1972). Das Verhältnis der Städte untereinander wandelt sich unter den Vorzeichen des Gegenwartskapitalismus, sie sind im Zuge der Globalisierung in einen zunehmenden Standortwettbewerb involviert und sind daher dazu aufgerufen unternehmerisch zu agieren (Harvey 1989).

Im Rahmen von Imagepolitiken und zahlreichen Großprojekten und Großereignissen versuchen Städte dementsprechend ihr Profil zu schärfen und sich von anderen Städten abzuheben. Dabei konkurrieren sie als *Orte der Produktion* um die Ansiedlung von Unternehmen sowie um hochqualifizierte Arbeitskräfte als eine Art Innovations-InkubatorInnen. Als *Orte des Konsums* konkurrieren sie um zahlungskräftige KundInnen und Kunden, aber auch um nationalstaatliche und EU-Fördermittel, die zunehmend selektiv vergeben werden. Um die Gunst dieser Zielgruppen im Konkurrenzkampf zwischen den Städten für sich zu gewinnen, werden verschiedene Maßnahmen durchgeführt. Dazu gehören die Ausrichtung von Events wie bspw. die Klangwolke oder das Kulturjahr 2009, die als Trend zu einer Festivalisierung diskutiert werden können, oder das »quantitativ ausgeweitete kommunale Ausgabenvolumen für *wirtschaftsfördernde Maßnahmen*« (Heeg/Rosol 2007), was für die Förderung von Innovationswerkstätten wie bspw. der Tabakfabrik genutzt werden kann. Gleichzeitig werden vormals öffentliche Bereiche und Aufgaben zunehmend privatisiert und gewinnorientierten privaten Akteuren überlassen. Es kommt zu einem sogenannten *Public-Private Partnership*, wobei die gewinnträchtigen Bereiche in der Regel von der Privatwirtschaft landgenommen werden, während die kostenintensiven Bereiche nach wie vor staatlich subventioniert und gewährleistet werden, hiervon sind Bereiche wie der öffentliche Verkehr, öffentlicher Wohnungsbau, Badeanstalten und vieles mehr betroffen. Der frei zugängliche und konsumfreie öffentliche Raum scheint sich im Zuge dieses Prozesses immer weiter zu verkleinern oder ist einer stärkeren Überwachung und Kontrolle ausgesetzt.

Wohlfahrtsstaatlicher Umbau und soziale Verunsicherung

Aus soziologischer Sicht sind die geschilderten Aspekte mit weiteren gesellschaftlichen Transformationen verbunden, bzw. Ausdruck und Teil desselben. So zeigen sich die geschilderten Tendenzen kapitalistischer *Landnahmen* auch in anderen öffentlichen Bereichen, wie der Kinderbetreuung, Altenpflege, Bildung usw. Die Verkopplung des Trends zur Kommerzialisierung der Stadt mit den Themen der Sicherheit und Kontrolle hängt unseres Erachtens mit einem weitreichenden gesellschaftlichen Umbau zusammen. Mit dem wohlfahrtsstaatlichen Wandel zu einem sogenannten *Workfare-Staat* mit *sozialinvestiven Elementen* (Atzmüller 2009), sind Instrumente und Maßnahmen, die auf die soziale Sicherung der BürgerInnen abzielten, massiv abgebaut worden. Gleichzeitig setzen v.a. arbeitsmarktpolitische Instrumente darauf, Erwerbsarbeit suchende Personen zu »aktivieren« und individuell zu verantworten, sie als gute und produktive BürgerInnen zu erziehen. Dieser Umbau geht international auch mit einer sogenannten *Underclass-Debatte* einher, welche Erwerbslosigkeit vielfach als eine Erscheinung, die auf individuelles Versagen zurückzuführen ist, rahmt. Dies und eine Zunahme an Sanktionen und Zwangsmaßnahmen in der Arbeitsmarktpolitik ist die Basis, dass ein Großteil der verfügbaren Arbeitsplätze den Lebensunterhalt vieler nicht mehr sichert, und es ist zunehmend schwierig, langfristige biografische Pläne zu entwickeln und umzusetzen. Diese alltägliche und biografische Unsicherheit (oder auch Prekarität) führt zu einer tiefgreifenden, existentiellen Verunsicherung. Dass die Ursache dieser Unsicherheit jedoch in dem gegenwärtigen Umbau verwurzelt ist, davon versuchen vielfach die in Verantwortung stehenden PolitikerInnen abzulenken. Statt dessen wird die Angst vor »Anderen« geschürt. Auch das trägt dazu bei, die Sehnsucht nach einem *subjektiv verstandenen Sicherheitsgefühl* zu verstärken, welchem durch Überwachung und neue Dienste nachgegangen wird.

Städtische Sicherheitspolitiken und Kontrolle

Im Zuge dieses Umbaus und dem Umbau zur *unternehmerischen Stadt* wird der städtische Raum zu einem umkämpften Terrain mit kontrollierten Erlebnis- und Konsumräumen (Heeg; Rosol 2007). Vor allem innenstadtnahe Räume, die die Städte in einem möglichst attraktivem Licht darstellen sollen, sind daher von städtischen Kontrollstrategien betroffen. Gruppen, die nicht nahtlos an die Logiken von Konsum und Produktion anschließen können, werden verdrängt oder gar vertrieben, wie sich in Beispielen wie Bettelverbotszonen, einem Rückbau kostenfreier Sanitäranlagen und konsumfreier öffentlicher Räume zeigt. Dies geschieht vor dem Hintergrund einer neuen Form der Sicherheitsorganisation, in welcher vermehrt auch private Akteure in die Produktion von Sicherheit eingebunden werden und die Grenzen zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren schwammig werden. Zudem bildet sich ein Markt um die Ware Sicherheit aus, auf welchem private Anbieter agieren. Gleichzeitig wurde der Sicherheitsbegriff entscheidend erweitert, insofern bisher nicht strafrechtlich relevante Tatbestände durch kommunale Verordnungen und andere ordnungsrechtliche Maßnahmen geregelt werden (z.B. Alkoholverbot an bestimmten Plätzen). Die Polizei muss sich nach eigener Erläuterung mittlerweile vermehrt mit der Sicherstellung einer subjektiv gefühlten Sicherheitslage auseinandersetzen, und diese garantieren. Das subjektiv empfundene Sicherheitsempfinden kann aber je nach Norm- und Normalitätsvorstellung durchaus variieren, und kann sich auch auf Tatbestände beziehen, die subjektiv zwar als normalitätsabweichend wahrgenommen werden, aber nicht unbedingt strafrechtlich relevant sind. Zygmunt Baumann hält in einem Essay von 2016 zur *Angst vor den anderen* fest, dass »Fernsehnachrichten, die Schlagzeilen der Tageszeitungen, Tweets und politische Reden, in denen öffentliche Ängste und Befürchtungen für gewöhnlich konzentriert werden und ein Ventil finden, [...] gegenwärtig überschwemmt [werden] von Hinweisen auf die »Migrationskrise«, die Europa angeblich überwältigt und das Leben, wie wir es kennen, führen und schätzen, dem Untergang zu weihen droht. [...] Die Berichterstattung von diesem Schlachtfeld löst derzeit fast schon so etwas wie eine »moralische Panik« aus (nach der allgemein anerkannten Definition beschreibt der Begriff der »moral panic« eine »weitverbreitete Angst, dass ein Übel das Wohl der Gesellschaft bedroht«)."
Im Zuge unserer eigenen Studie[1] zu Linz führten wir Interviews mit ExpertInnen der Sicherheitsdienste, ebenso wie dem Bereich der Sozialen Arbeit, die die Rolle der Medien bei der Schaffung von Angsträumen und Sicherheit ähnlich einschätzen. Während die Kriminalstatistik von 2018 zeigt, dass die Gesamtkriminalität rückläufig ist, und gleichzeitig die Aufklärungsquote gestiegen ist. Nichtsdestotrotz zeichnet die öffentliche und mediale Debatte weiterhin vielfach ein anderes Bild. Um die durch diese Debatten geschaffenen Ängste aufzugreifen, wurde in Linz bspw. unlängst ein Heimwegtelefon eingeführt, dass durch die Stadt mit 19.000 Euro jährlich subventioniert wird, bei welchem BürgerInnen anrufen können, wenn sie auf dem Heimweg nachts ein mulmiges Gefühl haben. Das Thema Sicherheit wird in diesem Zusammenhang mit weiteren Themen wie Sauberkeit und Ordnung verkoppelt und moralisiert. »Gute« BürgerInnen achten beispielsweise dann darauf, die Stadt nicht zu verschmutzen, und werden auch dazu aufgerufen evtl. »Verstöße« zu melden, die Plattform »SchauaufLinz« fordert dezidiert dazu auf, dererlei »Missstände« zu melden.

Schaffung und Verdrängung von Gruppen

In den medialen und öffentlichen Debatten rund um SOS (Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit) werden bestimmte Gruppen und Bilder von diesen skizziert und angerufen. Bestimmte Gruppen werden zu TäterInnen oder doch eher Tätern stilisiert, während andere als »gute BürgerInnen« dargestellt werden. Wie bereits im Zitat von Zygmunt Bauman deutlich wird, sind MigrantInnen in der öffentlichen Debatte eine große Gruppe der sogenannten GefährderInnen. Aber auch Jugendliche zeichnen sich immer wieder als Gruppe aus, die die öffentliche Ordnung zu stören scheint, während insbesondere einheimische Frauen zu Opfern werden.

Neben den Jugendlichen scheint es eine weitere Gruppe der »Einheimischen« zu geben, welche das öffentliche Bild zu stören scheint, dies sind Suchtkranke und Wohnungslose. Vielfach wird statt Investitionen in Präventions- und Streetworkprogramme zu tätigen, in Alkohol- und Bettelverbote und deren Vollziehung in bestimmten Bereichen der Stadt investiert, was jedoch lediglich zu einer Verschiebung der sozialen Problemlagen in andere Gebiete der Stadt führt, jedoch als Aufwertung bestimmter Bereiche wahrgenommen wird.
Die Versuche der Kommerzialisierung des vormals öffentlichen Raumes sind neben dieser Kontroll- und Verbotspolitik auch durch Bebauungen und Veräußerungen vormaliger öffentlicher Sphären geprägt, ein Beispiel hierfür wäre bspw. der Versuch der Bebauung des Andreas-Hofer-Parks in Linz.

Die Stadt im Gegenwartskapitalismus

Die Städte und der soziale Raum Stadt verändern sich im Zuge des gegenwartskapitalistischen Umbaus der Gesellschaft. Die Auslagerung von öffentlichen Aufgaben in den privaten Sektor birgt die Gefahr, dass die ohnehin schon sehr große Ungleichheit, die in Österreich vorherrscht, weiter zunimmt. Da das öffentliche Vermögen und die öffentlichen Güter bei der Abfederung dieser eine wichtige Rolle spielen und gesellschaftliche Teilhabe, wenn auch nur in begrenzter Form, dennoch in Teilen ermöglicht. Mediale Debatten und Diskurse gefolgt oder begleitet von Politiken, verschärfen anscheinend die aufkommenden Ausschlusstendenzen. Bestimmte Fragen und Themen werden in diesem Kontext auf eine spezifische Art und Weise moralisiert und es wird versucht SOS für eine spezifische Klientel herzustellen, was mit der Verunsicherung von Anderen einhergeht.

Literatur

Atzmüller, Roland (2010): *Cities and welfare*. In: Noel Whiteside, Jean-Michel Bonvin und Roland Atzmüller (Hg.): *Situated Public Action and Capability Approach*. BOOKLET WP4, Material for PhD students, Summer School »Towards a European Politics of Capability«, Venice, May 20th-23rd 2009.
Atzmüller, Roland (2009): *Die Entwicklung der Arbeitsmarktpolitik in Österreich Dimensionen von Workfare in der österreichischen Sozialpolitik*. In: Kurswechsel 4 / 2009, S. 24–3.
Baumann, Zygmunt (2016): *Die Angst von den anderen*. Ein Essay über Migration und Panikmache. Deutsche Erstausgabe. Berlin, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
Engels, Friedrich (1972): *Die Lage der arbeitenden Klassen in England*. In: Institut für Marxismus-Leninismus (Hg.): Karl Marx - Friedrich Engels - Werke, Bd. 2, S. 225–506.
Heeg, Susanne; Rosol, Margit (2007): *Neoliberale Stadtpolitik im globalen Kontext*. Ein Überblick. In: PROKLA. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 37 (149), S.491–509.
Harvey, David (1989): *From Managerialism to Entrepreneurialism. The Transformation in Urban Governance in Late Capitalism*. In: Geografiska Annaler Series B, 71 (1), S. 3–17.

---

[1] Im Zuge des Praxisfeldes »Stadt, Kapitalismus, Öffentlicher Raum und Verdrängung: Eine Frage von Intersektionalität?« im SoSe2018 und WS2018/2019 unter der Leitung Kristina Binner und Fabienne Décieux wurden eine Medienanalyse durchgeführt, ExpertInneninterviews und ethnographische Beobachtungen öffentlicher und halböffentlicher Plätze in Linz durchgeführt.

Kristina Binner ist Soziologin in der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen der Johannes Kepler Universität Linz. Sie forscht unter anderem zu sich wandelnden Geschlechter- und Wohlfahrtsregimen im Kontext des sozialen Raums, der Hochschule sowie Migration.

Fabienne Décieux ist Soziologin in der Abteilung für Gesellschaftstheorie und Sozialanalysen der Johannes Kepler Universität Linz. Sie forscht unter anderem zu Arbeit und Geschlechterverhältnissen im Kontext des sich wandelnden Kapitalismus. In ihrer Doktorarbeit beschäftigt sie sich mit dem Feld der (Klein)Kinderbetreuung.

Dieser Text wurde als Teil einer größeren Auseinandersetzung im Rahmen des Projektes »Die STWST als öffentlicher Raum« angefragt.
http://stoer.stwst.at

Aktuelles aus der Stadtwerkstatt

Über das Jahresthema »Stay Unfinished«, STWST48xn+1 und das Archiv der Stadtwerkstatt schreibt *Franz Xaver*.

Ein Archiv der STWST zu starten ist kein einfaches Unterfangen, denn auch nach 40 Jahren steht die STWST immer noch für neue Wege und ist jederzeit bereit, alles »Alte« hinter sich zu lassen. Und »Stay Unfinished« – unser Jahresthema von 2019 – steht auch nach 40 Jahren Kunstproduktion für das »nicht Fertige«. Wir sind stolz auf unsere Baustellen, die aus ständig neuen Ideen resultieren. Etwas abzuschließen bedeutet fertig zu sein, sich auf etwas ausruhen zu wollen und auf getane Dinge vielleicht stolz zurückblicken. Im Gegensatz dazu leitet sich unser Anspruch auf das »nicht Fertige« ab. Wir wollen keine »fertigen Typen« sein. Nichts Entgültiges, kein Wahrheitanspruch oder Identifikation mit Tradition. Dadurch lässt sich die STWST auch nicht einfach einordnen. Wir wehren uns gegen eine Klassifizierung oder Einengung durch Genres.

Aus unserem Alltag zwischen Politik und Öffentlichkeit kennen wir zwar die Spielregeln, wie man über Genres eine klassische »Corporate Identity« aufbaut und diese dann in einem »modern strukturierten Kulturmanagment« gezielt platziert. Wir lassen uns deshalb aber nicht in Kategorien zwingen, mit denen man den »Kulturmarkt« erobern kann. Wir akzeptieren auch nach 40 Jahren keine Schubladen in der Kunstproduktion. Unsere Erfahrung ist: Wachsenden Kulturbetriebe haben meist alle dasselbe Problem – sie entwickeln sich über allgemein gültige Konventionen. In Folge geht das Potential von Spontanität und Kreativität zurück. Der Kernbetrieb der STWST ist klein genug geblieben, um sich diese Freiheiten zu erhalten. Wir sehen diese Freiheit für einen aktiven künstlerischen Prozess als Notwendigkeit an. So zieht sich der Claim »Stay Unfinished« durch das ganze Jahr und wird auch Thema von STWST48x5 im September 2019 sein.

DAS ARCHIV

Umso schwieriger wird nun der Aufbau eines Archivs. Was uns in unserem 40jährigen Bestehen wichtig war, sollte sich auch im Archiv widerspiegeln. Damit stellt sich aber die Frage, ob ein Archiv ohne Schubladen überhaupt möglich ist. In der Geschichte der STWST gab es nicht nur PUNKS, die nach dem Slogan »Wer dokumentiert verliert!« handelten. Zum Glück gab es auch einige SammlerInnen und Personen mit Weitblick darüber hinaus. Dadurch entstand über Jahre ein wertvolles Kunstlager mit Dokumenten, Fotos, Videos – Relikte aus 40 Jahre künstlerischer Tätigkeit. Mit diesen Zeitdokumenten und dem »autarken« kulturellen Ansatz müssten eigentlich Museen oder Universitäten auf uns zukommen, um diese einzigartige Geschichte aufzuarbeiten. Denn die STWST war und ist nicht unerheblich bei der Entwicklung der Kunst- und Kulturgeschichte der Stadt Linz (heute: Unsesco City of Media Art) beteiligt. Zusätzlich könnten auch viele dunkle Bereiche der internationalen Medienkunstgeschichte über eine Aufarbeitung unserer Entwicklungen erhellt werden. Es waren aber nicht nur die Arbeitsansätze bei den »Neuen Medien«, es war ein komplett neuer Ansatz, der zu einem neuen Kunstverständnis führte. Es war die Durchmischung aller Genres von Literatur zu Film, Bühnenkunst, Technologie und sozialen Elementen. Nun bleibt aber keine Zeit mehr, auf Museen oder Universitäten zu warten, wir müssen handeln. Zusätzlich würde eine klassische Archivierung eine Einordnung in Schubladen voraussetzen, was das Ende einer aktiven STWST bedeuten würde.

Wir wollen mit unserem Archiv deshalb keine Kategorisierung. Wir haben lediglich begonnen, die Dokumente zu sichten und niederzuschreiben, wo etwas zu finden ist und welche Personen daran beteiligt waren.

WAS IST BEREITS GESCHEHEN



The unfinished D im Claim

2014 haben wir bereits einige Videos digitialisiert, denn nach 30 Jahren war der physische Zustand der Bänder über einer Grenze des Vertretbaren. 2016 haben wir ein neues Kunstlager gemietet: Auf ca. 500 m² wurden Kojen gebaut und die Dinge neu eingelagert. Temporär wurde ein eigenes Dokumente- und Fotolager am Bernaschekplatz in Urfahr betrieben, in dem die Dokumenteordner gesichtet und durchnummeriert wurden. 2019 wurde für dieses Dokumentenlager ein eigener Raum im neuen Kunstlager errichtet, in dem die Dokumente staubfrei untergebracht wurden. Die meisten Dokumente in den Ordnern warten dort nun auf ihre Digitalisierung.

Wir bieten diesen Sommer kleine Events ins »Kunstlager-NORD« an, bei denen dieses Lager besichtigen werden kann. Bei Interesse bitte an office(at)stwst.at mailen.





WIR WOLLEN MIT EUCH ZUSAMMENARBEITEN

Neben dem großen, analogen Archiv gibt es außerdem schon eine Ansammlung von bereits digitalem Material. Ab dem Zeitpunkt, als die Computer in die Büros kamen, sind digitale Formate vorhanden. In diesen 25 Jahren hat sich einiges Material angesammelt, das wir nun mit ehemaligen MitarbeiterInnen, Beteiligten und mit den Menschen rund um die STWST auf einem gemeinsamen Server diskutieren wollen.

Die STWST plant, ca. 28.000 Fotos in zwei Ordnern mit ca. 5.300 Unterordnern zur Verfügung zu stellen.

Als schwierig stellt sich das Erfassen des/der UrheberIn heraus. Früher wurden die meisten Fotos einfach mit ©Stadtwerkstatt veröffentlicht, aber für ein Archiv ist das zu wenig. Wir müssen einen Weg finden, um den/die UrheberInnen der Dokumente und Fotos zu ermitteln. Teilweise sind Fotos auch nicht gekennzeichnet. Dazu brauchen wir nun die Mitarbeit von Personen, die mit der STWST zu tun hatten. Dabei tauchen mit Sicherheit einige Arbeiten von Personen auf, die bereits in Vergessenheit geraten sind.

Bei einzelnen Schriftdokumenten ist die Feststellung der Urheberschaft noch relativ einfach - bei großen Videoproduktionen mit Live Acts haben oft jedoch über 200 KünstlerInnen mitgewirkt. Bis heute existiert kein akzeptables Kunstgenre, da es für diese Events keine vergleichbaren Referenzen gibt. Die Suche und Definition einer Urheberschaft wird hier sicher am schwierigsten werden.

Wir wollen deshalb im einfacheren Bereich der Dokumente und Fotos starten. Ein erster Ansatz ist es, all diese »Copyright«-Fragen auf einem nicht öffentlichen Server oder in privaten analogen Gesprächen zu klären. Ob es nun Willi Neuners Specialeffect-Firma in Wiener Neustadt war oder die regionale Fernsehstation in Buffalo – alle Personen, die an Produktionen mitgewirkt haben werden eingeladen, in unserem Arbeits-WIKI mitzuarbeiten. Über dieses WIKI können die MetaTAGs der einzelnen Files beschrieben werden. »Metatags« sind eine Kennzeichnung im File selbst, die Auskunft über das Foto geben. Dort steht, wer/was auf dem Foto zu sehen ist, wer das Foto gemacht hat und wer das Copyright besitzt. Dadurch entsteht noch keine Kategorisierung. Über diese MetaTAGs können die Bilder und Dokumente dann auf diversen Fotoservern weiter verarbeitet oder von öffentlichen Institutionen »zugeordnet« werden.

Neben diesen Materialien der STWST gibt es sicher viel Material, das in diversen privaten Abstellkammern vor sich hingammelt. All diese KünstlerInnen, die mit der STWST jemals zusammengearbeitet haben, sind eingeladen, eine Kopie ihres Materials unter ihren Namen auf den Server zu kopieren. Da diese Daten in Form der MetaTAGs in die Kopien geschrieben werden, müssen wir natürlich auch eine Berechtigung für die STWST einholen. Jede KünstlerIn bekommt neben den beiden STWST-Ordnern ein hierarchisch gleichwertiges Verzeichnis. Neben diesen STWST-Office-Verzeichnissen exisitieren noch die diversen Verzeichnisse der BenutzerInnen. Falls der/die Urheberin gefunden/bestätigt wurde, kann in Folge ein Veröffentlichungsschalter gesetzt werden. Damit wird das Foto über das Internet einsichtig.

Es gab auch KünstlerInnen in der STWST, die nie mit dem Computer zu tun hatten. Ihre Position zu vertreten ist uns ebenfalls wichtig. Dazu sollen kleine analoge Hefte produziert werden. Wir suchen nun diese kleinen Privatarchive von Gästen, Kunstinteressierten und/oder externen KünsterInnen. Wir wollen die digitalen Kopien dieses Materials in das Archiv der STWST einspeisen und produzieren im Fall des Falles im Gegenzug Hefte, in der die STWST reflektiert wird und die darüber Auskunft geben können, wo und bei wem dieses historische Material zu finden ist.

THE PREVIOUS LAYER

Im Zeitalter der Informationstechnologie wird es schwieriger, Unikate mit komplett neuem Ansatz zu produzieren. Beziehungsweise kann jedes Kunstwerk seiner jeweiligen Zeit mit Referenzen aus der Vergangenheit konfrontiert werden, egal zu welcher Zeit es gemacht wurde - die maschinelle Informationsbereitstellung bohrt sich immer tiefer in die Geschichte der Ideen und Umsetzungen.

Vieles schlummert vergessen in offiziellen wie privaten Archiven, oder wurde aus Unkenntnis nie in Beziehung zueinander gesetzt, kann aber jederzeit über die neuen Technologien in der Geschichtschreibung auftauchen. Ein Umdenken in der Kunstproduktion und in Kulturausstellungen wird dadurch im größerem Stil erforderlich. Um dieser großen Umwälzung in der Informationsbereitstellung und auch im archivarischen Sinn Rechnung zu tragen, hat die STWST schon 2018 eine neue exemplarische Schiene in ihrem eigenen Kosmos eröffnet, die sowohl hinsichtlich Kunstproduktion als auch Archiv interessant ist: Rund um unser jährliches Festival STWST48xn+1 werden immer wieder Projekte realsiert, die – entsprechend eines künstlerisch integren Schaffensprozesses – unabhängig entstehen, aber dann auf Referenzen zu früheren Projekten (der STWST) untersucht werden. Ein ähnlicher Inhalt, manches Mal auch eine ähnliche Form, wird in verschiedenen Zeiten mit unterschiedlichen Möglichkeiten aufgearbeitet und ist jeweils aus ihrer Zeit und ihren Zusammenhängen motiviert. So thematisierte z.b bei STWST48x4 das Projekt Windlines das flüchtige Material Wind in einem eigenständigen Kontext und konnte danach auf einer zusätzlichen Ebene eines »Previous Layers« in eine Beziehung zum Wettergebäude der STWST von 1988 gestellt werden. Über die gegeseitige Befragung dieser beiden Projekte, und ihrer ähnlichen und unterschiedlichen Layers, kann in einem Text in der Versorgerin nachgelesen werden. Heuer bei STWST48x5 im Jahr 2019 wird der in unserem Eingangsbereich eingekratzte Schriftzug »Stay Unfinished« in Bezug zum Fassadensgraffito von 1983 gestellt – einerseits wird damit auf eine gedankliche Grundfeste des Hauses hingewiesen, die sich als Bekenntnis zum Offenen und Unabgeschlossenen äußert. Mit dem »in die Mauer gehenden« Jahresmotto »Stay Unfinished« und dem refrenzierten, ebenfalls in die Mauer gearbeiteten »Sgraffitto Alchemia« von 1983 wird aber auch die Fassade als beständig sich wandelndes künstlerisches Display des Hauses thematisiert. Denn die bereits 1994 begonnene und bereits damals »unfertige« Fassadenskulptur »Wilder Efeu«, kann nun 25 Jahre später als Grundlegung zur ebenfalls sich völlig autark entwickelten und derzeitigen Infolab-Planzen-Installation »Efeu Ex« verstanden werden, und sich nun über den völlig anderen Ansatz der »Previous Layers« zurück in die Gegenwart transferieren.



Der neue Gibling, gestaltet von Peter Weibel

Neues vom Kunst- und Alternativwährungssystem der STWST: Wie jedes Jahr wechselt der Gibling sein Aussehen. Die neue Giblingedition 2019/2020 wurde von Peter Weibel gestaltet. Ab 14. Juni ist der neue Gibling in den bekannten Wechselstellen und beim Giblingautomaten der STWST erhältlich. Von Mitte Juni 2019 bis Mitte Juni 2021 haben diese Giblinge die volle Kaufkraft, diese wird erst in die Folgejahre kontinuierlich abnehmen.
Der neue Gibling von Peter Weibel: Kunstwährung und Währungskunst inklusive Geldwert-Steigerungskurve und Fingerprint. KRANK-NOTE für die Punkaustria!
Die Scheine sind durchnummeriert und auch als Edition in einer Mappe als Tauschobjekt verfügbar.

Fr., 14. Juni, STWST und Cafe STROM
RELEASE des neuen Giblings
Am 14. Juni ist der neue Gibling in der Wechselstelle Cafe Strom und beim Gibling-Automaten in der STWST erhältlich. Alle Wechselstellen und mehr Infos: punkaustria.at

Fr., 12. Juli, 19.30 h, STWST, Donaulände
PRÄSENTATION der neuen Gibling-EDITION und GELDVERBRENNUNG
Präsentation der Gibling-Edition
und Geldverbrennung des alten Giblings am STWST-Donaustrand. Musik von Gotthard Wagner & Friends. More TBA.

gibling.stwst.at, events.stwst.at



GIBLING KRANK NOTE 5
GIBLING KRANK NOTE 500
GIBLING KRANK NOTE 1
GIBLING KRANK NOTE 2

Foto: Sandrik

Der Quasi-BOT and the unfinished LANGUAGE

PROFESSORIN TROTTELREINER: FERTIG

Gemeinsam mit servus.at und kaputten Linguisten entwickelt die STWST einen unfertigen Schreibbot. Er lernt aber.

Der Bot meint zum Thema Heimat: Heimation ist Wahlhallungswerk. Heimatisch gefahren, ihre Pisswissenschaft funktioniert. Heimatiert zum Schwitz.

Er improvisiert zum Begriff Identität: Identität, die Songschaft des Geschwachsels und des Schwalfs.

The Bot liefert Schlagzeilen zum Geld: Geldbuchten mit Nebenimitations-Euros! Die Menschen am Identitären-Finanzstand! Odin als Unstämmer! Cash-Cow-Barkrieg!

Es geht weiter!

BOT-TEXT COMING SOON:
ARS ELECTRONICA und
der ARS-REVIEW IM VORAUS!!!

Mit Septemberbeginn kann es einen Schreibbot-generierten REVIEW über die Ars Electronica 2019 geben - UND ZWAR SCHON IM VORAUS! WIE JETZT? JA GENAU, BEVOR DIE ARS STATTGEFUNDEN HAT! UND DAS GEHT SO: Der Bot wurde mit Texten der letzten Jahre gefüttert und befindet sich aktuell in der kindlich Phase des Lernens - siehe oben. Wenn sich DER JUNGE BOT bis dahin NICHT in einem adolenszenten, allzu HIRN-RISSIGEN SCHREIB-MANÖVER DARENNT, ist der BOT im SOMMER erwachsen und hat bis August seine MIDLIFE CRISIS ERREICHT - und wird, mit alter Syntax und neuen Schlagwörtern gefüttert, absondern. Und zwar: Absonderlich ERWACHSENES UND VERWACHSENES zu OUT OF THE BOX - DIE MIDLIFE CRISES DER DIGITALEN REVOLUTION! Eine kaputt-geriatrische Besprechung der Ars Electronica 2019 - SCHON IM VORAUS! Oder vielleicht auch nur: SPRACHE GANZ DANEBEN! Einstweilen LERNT DER KLEINE BOT - und fragt JETZT SCHON altklug: BRAUCHEN WIR WIRKLICHKEIT??? BRAUCHEN WIR MEDIUM??? BRAUCHEN WIR SPRACHE??? BRAUCHEN WIR UNS??? BRAUCHEN WIR BRAUCHEN????

Der Quasi-Bot ist ein Projekt aus STWST/QUK:
Eingespeiste Textredaktion, das Bot-Review im Vorfeld, das Medium Sprachmüll oder auch religiös angeditscht: »Am Anfang war das Wort.
Aber das Wort hat keine Kraft mehr«. Mit herzlichen Grüßen von SF-Professor Trottelreiner:

SPRACHE: UNFERTIG

Wir schreiben in die Zukunft!!

SPRACHE: UNFERTIG



JETZT ERST RICHTIG!

Vortragsreihe im Herbst in der STWST

OBERÖSTERREICH – VOM »HEIMATGAU DES FÜHRERS« ZUR MODELLREGION DER EXTREMEN RECHTEN?

Rechte und Rechtsextremismus in Oberösterreich: Immer wieder beschäftigt das Thema die Menschen und die Medien. Seien es die Triumphe der FPÖ bei den letzten Wahlen in OÖ, undurchsichtige Verflechtungen, illegale Neonazi-Organisationen wie »Objekt 21«, oder die regelmäßige Spitzenpositionen Oberösterreichs in einschlägigen Kriminalstatistiken: Nirgendwo scheint das »Dritte Lager« so umtriebig wie hierzulande.

Es drängen sich Fragen auf: Besteht ein Zusammenhang zwischen der histori-schen Stärke der Nazi-Bewegung in den 1930ern, der Industrialisierung Oberösterreichs in den 1940ern und den aktuellen Erfolgen Rechtsextremer? Gibt es eine Kontinuität bei den Eliten? Wie kommt es zur starken Zustimmung zu rechten Ideen in der ArbeiterInnenschaft? Wer sind die Organisationen, die Menschen und Seilschaften, die dahinterstecken? Dient Oberösterreich gar als europaweite Modellregion der extremen Rechten? Und was bedeutet der aktuell tiefe Fall der FPÖ in Oberösterreich?

An drei Abenden wollen wir Antworten finden. Zuerst beleuchtet Martina Gugglberger die Sonderrolle »Oberdonaus« in der NS-Zeit, dann Thomas Rammerstorfer die Entwicklung des »Dritten Lagers« nach der Zäsur von 1945. Am letzten Abend werden die beiden mit verschiedenen Gästen ihre Thesen diskutieren.

16. Oktober 2019: Oberösterreich im Nationalsozialismus:
Vortrag Martina Gugglberger, Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, Frauen- und Geschlechterforschung, JKU

13. November 2019: Rechtsextremismus in Oberösterreich nach 1945:
Vortrag Thomas Rammerstorfer, Extremismusforscher und freier Journalist

11. Dezember 2019: Oberösterreich schwarz-blau… und braun?:
Diskussion mit Kathrin Quatember, Historikerin und Bloggerin / Robert Eiter, Mitbegründer der Welser Antifa / Thomas Rammerstorfer, Extremismusforscher / Martina Gugglberger, Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, JKU / Nina Horaczek, Journalistin, Stadtzeitung Falter.

Konzept und Moderation des Abends: Thomas Rammerstorfer / freier Journalist und Autor und Marina Wetzlmaier / freie Journalistin

Impressum versorgerin Nr. 0122 / Juni 2019 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover: foto und werk: hannes langeder »karl marx light«, covergestaltung: redaktion . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**